LA 4831
5

52

Die Geheimnisse von Paris.

Von

Eugène Sue.

Uebersetzt

von

A. Diezmann.

Fünfter Band.

Mit Illustrationen von Theodor Hosemann.

Berlin, 1843.

Verlag von Meyer & Hofmann.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

XC.

Pläne für die Zukunft.

Sobald es hell geworden war, klingelte Herr von Harville seinem Kammerdiener. Der alte Joseph hörte seinen Herrn, zu seiner großen Verwunderung, ein Jagdlied trällern, — ein eben so seltenes wie sicheres Zeichen der guten Laune des Herrn von Harville.

„Ach, Herr Marquis," sagte der treue Diener gerührt, „welche schöne Stimme Sie haben! Wie schade, daß Sie nicht öfter singen!"

„Wahrhaftig, Joseph, ich habe eine hübsche Stimme?" entgegnete Harville lachend.

„Ich würde die Stimme des Herrn Marquis immer schön finden, wäre sie auch so heiser und rauh wie die einer Eule oder eines Nachtwächters."

„Schweig, Schmeichler!"

„Sehen Sie, Herr Marquis, wenn Sie singen, so ist das ein Zeichen, daß Sie zufrieden sind — und dann klingt mir Ihre Stimme wie die lieblichste Musik."

„In diesem Falle öffne nur immer Deine langen Ohren, mein alter Joseph.“

„Was sagen Sie?“

„Du wirst diese liebliche Musik, die Dir so wohl gefällt, alle Tage hören können.“

„Sie werden alle Tage glücklich sein, Herr Marquis?“ rief Joseph aus, indem er mit freudigem Erstaunen seine Hände faltete.

„Alle Tage, alter Joseph, alle Tage werde ich glücklich sein. — Der Kummer und die Traurigkeit sind verschwunden. Dir, dem einzigen und verschwiegenen Vertrauten meiner Leiden, kann ich es sagen. Ich bin unbeschreiblich glücklich. — Meine Frau ist ein Engel an Güte — sie hat mich wegen ihrer frühern Abneigung um Verzeihung gebeten und sie — erräthst Du es? — der Eifersucht zugeschrieben.“

„Der Eifersucht?“

„Ja, anonyme Briefe haben Mißtrauen in ihr erregt . . .“

„Welche Schlechtigkeit!“

„Du begreifst —, die Frauen sind so eitel —, dieser Umstand reichte hin, uns zu trennen; zum Glück hat sie sich aber gestern Abend offen gegen mich ausgesprochen. — Ich habe sie enttäuscht und kann Dir nicht beschreiben, wie entzückt sie war, denn sie liebt mich, ja, sie liebt mich. Die Kälte, welche sie zur Schau trug, war ihr so lästig wie mir. Kurz, unsere grausame Trennung hat ein Ende, und darnach beurtheile meine Freude.“

„Es ist also wahr!“ rief Joseph mit Thränen in den Augen aus. „Es ist also wahr, Herr Marquis! Sie sind nun für immer glücklich, da Ihnen nur noch die Liebe der Frau Marquise fehlte,

oder vielmehr da ihre Abneigung Ihr einziges Unglück war, — wie Sie mir sagten —"

„Wem sonst hätte ich es sagen können, mein armer alter Joseph? Kanntest Du nicht . . . ein noch traurigeres Geheimniß? Doch — wir wollen nicht von Traurigem reden, — der heutige Tag ist zu schön. — Bemerkst Du vielleicht, daß ich geweint habe? — Das Glück, meine Freude war zu groß — ich erwartete es so wenig! — Ich bin recht schwach, nicht wahr?"

„Ach, Herr Marquis, Sie können recht wohl vor Freude weinen, — haben Sie doch so viel aus Schmerz geweint. Und — — sehen Sie! — mache ich es nicht auch wie Sie? Und die Thränen gebe ich nicht für zehn Jahre meines Lebens hin. — Ich fürchte nur noch eins —, daß ich nicht werde umhin können, vor der Frau Marquise auf die Kniee zu fallen. — Sobald ich sie sehe . . ."

„Alter Narr! Du bist so unverständig wie Dein Herr. — Ich hege aber auch eine Besorgniß —"

„Mein Gott, welche?"

„Daß es nicht lange dauern wird —, ich bin zu glücklich. — Was fehlt mir noch?"

„Nichts, nichts, Herr Marquis, durchaus nichts."

„Eben deshalb. — Einem so vollkommenen und vollständigen Glücke traue ich nicht."

„Ach, wenn es nur das ist, Herr Marquis! Aber nein, ich wage nicht —"

„Ich verstehe Dich und — ich halte Deine Besorgniß für ungegründet. — Die Umwandlung, die mein Glück in mir hervorbringt, ist so groß, so gewaltig, daß ich überzeugt bin, fast geheilt zu sein —"

„Geheilt?"

„Hat mir der Arzt nicht hundertmal gesagt, eine starke geistige Erschütterung reiche hin, die schreckliche Krankheit hervorzurufen und zu heilen? Warum sollten glückliche Erschütterungen nicht auch vermögen, uns zu heilen?"

„Wenn Sie es glauben, Herr Marquis, so wird es geschehen, oder es ist vielmehr schon geschehen, — Sie sind geheilt. — Ist denn heute ein heiliger Tag? Ja, wie Sie sagen, Herr Marquis, die Frau Marquise ist ein Engel vom Himmel, und ich fange fast auch an zu erschrecken, Herr Marquis; es zu viel Glück für einen Tag. Doch — da fällt mir etwas ein, — um Sie zu beruhigen, braucht es nur eine kleine Unannehmlichkeit, und damit kann ich, Gott sei Dank! dienen."

„Was giebt es?"

„Einer Ihrer Freunde hat sehr zum Glücke und zur gelegenen Zeit — wie gut sich das trifft! — einen Degenstoß erhalten, der freilich nicht bedeutend ist, aber das bleibt sich gleich, — es wird hinreichen, Sie so sehr zu verstimmen, daß dieser zu schöne heutige Tag doch, wie Sie es wünschen, einen Flecken hat. — Freilich könnte man unter diesen Umständen wünschen, die Wunde möchte weit gefährlicher sein, indeß man muß zufrieden sein mit dem, was man eben hat."

„Willst Du schweigen! — Von wem sprichst Du?"

„Von dem Herzog von Lucenay."

„Er ist verwundet?"

„Ein wenig am Arme geritzt. — Er kam gestern hierher, um Ihnen einen Besuch zu machen, und sagte, er würde diesen Vormittag wieder kommen, um eine Tasse Thee mit Ihnen zu trinken."

„Der arme Lucenay; Und warum hast Du mir nicht gesagt —?"

„Ich konnte gestern Abend den Herrn Marquis nicht sehen."

Nach kurzem Nachdenken entgegnete Harville:

„Du hast Recht, diese leichte Unannehmlichkeit wird ohne Zweifel das neidische Schicksal befriedigen. Aber da fällt mir etwas ein; ich habe Lust, diesen Morgen ein Herrenfrühstück zu improvisiren für die Freunde Lucenays — zur Feier des glücklichen Ausganges seines Duells. — Da er diese Gesellschaft nicht erwartet, wird er sich darüber sehr freuen.

„Das ist schön, Herr Marquis! Nur lustig! Holen Sie die verlorene Zeit ein! Wie viel Couverts? damit ich es dem Haushofmeister sagen kann."

„Sechs Personen in dem kleinen Winter-Speisesaale."

„Und die Einladungen?"

„Ich werde sie schreiben. Jemand aus dem Stalle setzt sich zu Pferde und trägt sie sogleich fort. Es ist noch früh am Tage, und man wird Jedermann zu Hause antreffen. — Klingle!"

Joseph klingelte.

Herr von Harville trat in sein Kabinet und schrieb die folgenden Briefe ohne irgend eine Abänderung außer dem Namen des Eingeladenen.

„Mein lieber ***, das ist ein Circulär; es handelt sich um ein Impromptu. Lucenay wird diesen Morgen bei mir frühstücken und glaubt, mit mir allein zu sein; verschaffen Sie ihm die angenehme Ueberraschung und schließen Sie sich mir und einigen seiner Freunde an, die ich ebenfalls davon benachrichtige.

Punkt zwölf Uhr. A. v. Harville."

Ein Diener trat ein.

„Es soll sich sogleich Jemand zu Pferde setzen und diese Briefe abgeben," sagte Herr von Harville; dann wendete er sich an Joseph und setzte hinzu: „schreibe die Adressen: Herr Vicomte von St. Remy, — Lucenay kann ohne ihn nicht sein," sprach Harville bei sich; — „Herr von Monville — ein Reisegefährte des Herzogs; — Lord Douglas — mein treuer Partner im Whist; — der Baron von Sezannes — sein Jugendfreund. Hast Du geschrieben?"

„Ja, Herr Marquis."

„Nun ohne Zeitverlust fort mit diesen Briefen," sagte Herr von Harville. „Und, Philipp, bitte doch den Herrn Doublet, zu mir zu kommen."

Philipp ging hinaus.

„Was hast Du?" fragte Harville den alten Joseph, der ihn staunend ansah.

„Ich kann gar nicht wieder zu mir kommen, Herr Marquis, — ich habe Sie nie so heiter, so rüstig gesehen, und dann haben Sie rothe Wangen, während Sie sonst immer blaß aussahen, Ihre Augen blitzen —"

„Das Glück, alter Joseph, das Glück! Du mußt mir bei einer Intrigue beistehen, Dich bei Mademoiselle Julie erkundigen, die, wie ich glaube, die Diamanten meiner Frau unter sich hat —"

„Ja, Herr Marquis, Mademoiselle Julie hat die Diamanten in ihrer Verwahrung; ich half ihr vor acht Tagen bei dem Putzen des Schmuckes."

„Geh zu ihr und frage sie nach dem Namen und der Adresse des Juweliers ihrer Gebieterin, verbiete ihr aber, der Marquise etwas davon zu sagen."

„Ich, verstehe, Herr Marquis, — eine Ueberraschung . . .“

„Schnell, schnell! Da kommt Doublet.“

Der Intendant trat wirklich ein, während Joseph hinausging.

„Ich habe die Ehre, den Befehlen des Herrn Marquis Folge zu leisten.“

„Mein lieber Herr Doublet, ich werde Sie erschrecken,“ sagte Harville lächelnd; „Sie werden die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen.“

„Ich, Herr Marquis?“

„Ja, Sie.“

„Ich werde thun was möglich ist, um den Herrn Marquis zufrieden zu stellen.“

„Ich will viel Geld ausgeben, ungeheuer viel Geld.“

„Das können wir ja, Herr Marquis; wir haben es, Gott sei Dank!“

„Ich trage mich lange mit einem Bauplane, möchte dem rechten Flügel des Hauses nach dem Garten zu eine Gallerie hinzufügen. Ich habe lange geschwankt und bisher nichts gegen Sie erwähnt, jetzt aber bin ich entschlossen. Mein Baumeister wird zu bitten sein, einmal zu mir zu kommen und darüber mit mir zu sprechen. Nun, Doublet, Sie erschrecken vor dieser Ausgabe nicht?“

„Ich kann versichern, daß ich nicht erschrecke —“

„Diese Galerie oder dieser Saal soll für große Gesellschaften und Feste bestimmt sein; sie soll schnell, wie durch Zauberei, hergestellt werden. Da nun aber solche Zauberei sehr theuer ist, so werden wir 15 bis 20,000 Liv. Renten verkaufen müssen, um die

Ausgaben bestreiten zu können, denn die Arbeiten sollen sobald als möglich beginnen."

„Sehr verständig. Ich habe immer gesagt, es fehlt dem Herrn Marquis nichts als eine Leidenschaft, ein Steckenpferd. Die Baulust hat das Gute, daß das Gebaute bleibt. Wegen des Geldes brauchen der Herr Marquis nicht besorgt zu sein. Gott sei Dank, Sie können diesen Einfall recht wohl ausführen."

In diesem Augenblicke trat Joseph wieder ein.

„Da," sagte er, „ist die Adresse des Juweliers; er heißt Baudoin," sagte er zu dem Marquis von Harville.

„Mein lieber Doublet, haben Sie die Güte, zu diesem Juwelier zu gehen und ihn zu ersuchen, binnen einer Stunde eine Diamantenschnur hierher zu bringen, für die ich etwa zweitausend Louisd'ors anzulegen gedenke. Die Frauen haben nie Juwelen genug, zumal da man jetzt sogar die Kleider damit besetzt. Wegen der Bezahlung werden Sie sich mit dem Juwelier einigen."

„Ja, Herr Marquis. — Auch hier zaudre ich nicht. Bei den Diamanten ist es wie bei den Gebäuden; sie bleiben und behalten ihren Werth, und dann wird diese Ueberraschung der Frau Marquise ohne Zweifel Vergnügen machen, ungerechnet die Freude, die Sie sich selbst schaffen. Wie ich kürzlich die Ehre hatte zu bemerken, es giebt in der Welt keinen glücklichern Menschen als den Herrn Marquis."

„Die Glückwünsche des Herrn Doublet," entgegnete Harville lächelnd, „treffen merkwürdiger Weise stets den rechten Zeitpunkt."

„Das ist auch ihr einziges Verdienst, Herr Marquis, nebst dem, daß sie wirklich vom Herzen kommen. Ich eile zu dem Juwelier," sagte Doublet und ging hinaus.

Harville, der nun wieder allein war, ging, die Arme auf der Brust übereinander geschlagen, mit stierem Auge, nachdenkend in dem Zimmer auf und ab.

Der Ausdruck seines Gesichts änderte sich plötzlich; es lag darin nicht mehr jene Zufriedenheit, durch welche der alte Diener und der Intendant des Marquis sich hatten täuschen lassen, sondern ruhige, kalte Entschlossenheit.

Nachdem er eine Zeit lang auf- und abgegangen war, sank er auf einen Stuhl, gleichsam niedergedrückt von der Last seiner Schmerzen, stemmte beide Elnbogen auf seinen Schreibtisch und stützte die Stirn auf beide Hände.

Nach wenigen Augenblicken fuhr er plötzlich wieder empor, wischte eine Thräne ab, die sein geröthetes Augenlid befeuchtete, und sprach mit Anstrengung:

„Muth! Muth!"

Er schrieb sodann an verschiedene Personen über ziemlich unbedeutende Gegenstände und bestimmte oder verschob verschiedene Zusammenkünfte auf mehrere Tage hinaus. Eben war er mit diesen Briefen zu Ende, als Joseph wieder eintrat, der so heiter war, daß er sich sogar so weit vergaß, auch ein Liedchen zu trällern.

„Joseph, Du hast eine schöne Stimme," sagte der Marquis lächelnd zu ihm.

„Desto schlimmer, Herr Marquis; in mir singt es so stark, daß ich es außen höre —"

„Du wirst diese Briefe zur Post besorgen."

„Ja, Herr Marquis; aber wo wollen Sie die geladenen Herren empfangen?"

„Hier in meinem Zimmer. Sie werden nach dem Frühstück rauchen, und der Tabaksgeruch dringt von hier nicht bis zu meiner Frau.“

In diesem Augenblicke hörte man einen Wagen in den Hof rollen.

„Die Frau Marquise fährt aus; sie hat ihre Equipage sehr zeitig bestellt,“ sagte Joseph.

„Geh und bitte sie, zu mir zu kommen, ehe sie ausfährt.“

„Ja, Herr Marquis.“

Kaum hatte sich der Diener entfernt, als Harville an den Spiegel trat und sich aufmerksam betrachtete.

„Gut, gut,“ sagte er mit dumpfer Stimme vor sich hin. — „Rothe Wangen, blitzende Augen — vor Freude oder Fieber — es kommt nichts darauf an, wenn man sich nur dadurch täuschen läßt. — Nun noch ein Lächeln um die Lippen! Es giebt so viele Arten des Lächelns —, wer könnte das falsche von dem ächten unterscheiden? Wer vermöchte durch die lügnerische Maske hindurch zu blicken und zu sagen, hinter diesem Lächeln verborgen liegt eine finstere Verzweiflung? Diese lärmende Lustigkeit verbirgt einen Todesgedanken? Wer könnte dies errathen? Niemand — glücklicher Weise Niemand. Niemand? Ach ja, die Liebe würde sich doch nicht täuschen lassen; ihr scharfer Blick würde die Wahrheit errathen. — Aber ich höre meine Frau, — meine Frau!? Zu Deiner Rolle, unglückseliger Schauspieler!“

Clemence trat in das Zimmer Harvilles.

„Guten Morgen, Albert, lieber Bruder!“ sagte sie mit liebevollem Tone zu ihm, indem sie ihm die Hand reichte. Als sie das Lächeln ihres Mannes bemerkte, setzte sie hinzu: „Was ist Dir? Du siehst so freudestrahlend aus.“

„Ich dachte eben an Dich, liebes Schwesterchen, und überdies beherrscht mich ein vortrefflicher Vorsatz —"

„Das wundert mich nicht —"

„Alles, was gestern geschehen ist, Dein bewunderungswürdiger Edelmuth, das herrliche Benehmen des Fürsten, hat mir viel zu denken gegeben, und ich habe mich ganz zu Deinen Ideen bekehrt, ganz und gar. Ich bedaure mein gestriges Aufbrausen, das Du wenigstens aus Koketterie entschuldigen wirst, nicht wahr?" setzte er lächelnd hinzu, „denn Du würdest mir es doch nicht verziehen haben, wenn ich so leicht Deiner Liebe entsagt hätte..."

„Welche Sprache, welche glückliche Veränderung!" rief die Frau von Harville aus. „Ich wußte es wohl, daß Du mich verstehen würdest, wenn ich mich an Dein Herz, an Deinen Verstand wendete. — Jetzt zweifle ich an der Zukunft nicht mehr —"

„Auch ich nicht, Clemence. Ja, seit meinem Vorsatze von dieser Nacht hat sich diese Zukunft, die mir so düster und unklar vorkam, merkwürdiger Weise aufgeklärt —"

„Nichts natürlicher, lieber Freund, und wir wollen nun, geschwisterlich aufeinander gestützt, einem Ziele entgegen gehen. Am Ende unserer Laufbahn werden wir uns so wiederfinden, wie wir jetzt sind. Ich wünsche vom Herzen, daß Du glücklich sein mögest, und Du wirst es sein, denn hier —" und sie legte einen Finger auf die Stirn. Mit reizendem Lächeln senkte sie aber bald die Hand, legte sie auf ihr Herz und fuhr fort: „Nein, ich irre mich, hier wird dieser gute Gedanke wachen für Dich — und auch für mich, und Du wirst erfahren, was ein fest entschlossenes Herz vermag."

„Theure Clemence —," fiel Harville ein, der sein überströ-

mendes Gefühl kaum mäßigen konnte und erst nach einigen Augenblicken lächelnd fortfuhr:

„Ich ließ Dich bitten, einen Augenblick zu mir zu kommen, weil ich Dir sagen wollte, daß ich diesen Morgen den Thee nicht bei Dir trinken kann. — Ich habe mehrere Freunde zum Frühstück bei mir, das gleichsam improvisirt worden ist zur Feier des glücklichen Ausganges des Duells des armen Lucenay, der übrigens durch seinen Gegner nur leicht verwundet worden ist.“

Die Frau von Harville erröthete, als sie an die Ursache dieses Duells dachte, — ein beleidigendes Wort, das Lucenay in ihrer Gegenwart zu Herrn Karl Robert gesagt hatte.

Die Erinnerung war schmerzlich für Clemence, denn sie erweckte in ihr eine Verirrung, deren sie sich jetzt schämte.

Um diesem peinlichen Gefühle zu entgehen, sagte sie zu ihrem Manne:

„Ein seltsames Zusamentreffen! Der Herzog von Lucenay frühstückt bei Dir, und ich gehe, um mich, vielleicht auf etwas zudringliche Weise, bei der Herzogin von Lucenay zum Frühstück zu bitten. Ich habe mit ihr viel über meine beiden unbekannten Schützlinge zu sprechen. Von ihr aus denke ich mit der Frau von Blainval das Gefängniß St. Lazarus zu besuchen, denn ich intriguire jetzt, um zu den jungen Verhafteten zu gelangen.“

„Du bist wirklich unersättlich,“ sagte Harville lächelnd; dann setzte er mit schmerzlicher Bewegung hinzu, die sich trotz seiner Anstrengung etwas verrieth: „so werde ich Dich also nicht wiedersehen — heute?“

„Ist Dir es unangenehm, daß ich so früh ausgehe?“ fragte Clemence, die sich über den Ton seiner Stimme wunderte. „Wenn

— Du es wünschest, kann ich meinen Besuch bei der Herzogin von Lucenay verschieben."

Der Marquis war nahe daran sich zu verrathen, er nahm aber schnell den freundschaftlichsten Ton wieder an und sagte:

„Ja, liebes Schwesterchen, es thut mir leid, daß Du so zeitig ausgehst, und ich werde Deine Rückkehr mit Ungeduld erwarten, — es sind dies Fehler, die ich so leicht nicht ablegen werde."

„Es würde mir auch leid thun, wenn Du diesen Fehler ablegtest."

Die Klingel meldete einen Besuch.

„Da kommt ohne Zweifel Einer Deiner Gäste," sagte Frau von Harville. — „Ich verlasse Dich. — Was hast Du für den Abend vor? Wenn Du noch nichts beschlossen hast, so verlange ich, daß Du mich in das italienische Theater begleitest. Vielleicht macht Dir die Musik jetzt mehr Vergnügen."

„Ich füge mich mit dem größten Vergnügen in Deine Befehle."

„Gehst Du bald aus, und wirst Du vor Tische wieder hier sein?"

„Ich gehe nicht aus. Du wirst mich hier treffen —"

„So werde ich nach meiner Rückkehr fragen, ob Du Dich bei dem Frühstück gut unterhalten hast."

„Adieu, Clemence."

„Adieu, lieber Freund; auf baldiges Wiedersehen. Ich räume das Feld und wünsche Euch vieles Vergnügen; sei recht lustig!"

Nachdem Clemence ihrem Manne herzlich die Hand gedrückt hatte, ging sie durch die eine Thür hinaus, als eben der Herzog von Lucenay durch eine andre hereintrat.

„Sie wünscht mir vieles Vergnügen und fordert mich auf, lustig zu sein. In dem Worte Adieu, in diesem letzten Rufe meiner verzweifelnden Seele, in diesem Worte eines ewigen Abschiedes, hat sie — ein baldiges Wiedersehen verstanden, und sie geht ruhig und lächelnd fort. — Das macht meiner Verstellungskunst Ehre. Beim Himmel, ich glaubte es nicht, ein so guter Schauspieler zu sein. — Da kommt Lucenay!“

LXXXXI.

Das Frühstück.

Der Herzog von Lucenay trat in das Zimmer Harvilles.

Die Wunde des Herzogs war so unbedeutend gewesen, daß er seinen Arm nicht einmal mehr im Bunde trug. Sein Gesicht hatte noch immer den hochmüthigen Ausdruck, seine quecksilberne Unruhe hatte sich nicht gelegt, und seine Spottsucht, seine Freude an Neckereien herrschten noch immer in ihm vor. Trotz seinen Seltsamkeiten, trotz seinen geschmacklosen Witzen, trotz seiner maßlos großen Nase, die seinem Gesichte ein fast groteskes Aussehen gab, hatte Lucenay, wie bereits erwähnt, nichts Gemeines, weil er stets eine gewisse natürliche Würde bewahrte.

„Für wie gleichgiltig müssen Sie mich halten, lieber Heinrich," sagte Harville, indem er Lucenay die Hand reichte; „aber ich habe wirklich erst diesen Morgen von Ihrem unglücklichen Abenteuer gehört —"

„Unglücklich! gehen Sie, Marquis! Ich habe in meinem Leben nicht so herzlich gelacht. — Der vortreffliche Herr Robert sah so feierlich entschlossen aus, die Meinung nicht gelten zu lassen, daß er die Fettsucht habe! Das war, wissen Sie es nicht? die

Ursache des Duells. Ich habe ihn in dem ***schen Gesandtschaftshôtel in Gegenwart Ihrer Frau und der Gräfin Mac Gregor gefragt, wie es mit seiner Fettsucht stehe, — inde irae, denn unter uns, er leidet an dieser Sucht keinesweges. Aber das bleibt sich gleich. — Sie sehen ein, sich so etwas vor hübschen Frauen sagen zu lassen, — macht böses Blut."

„Welcher Einfall! Daran erkenne ich Sie. — Aber wer ist der Herr Robert?"

„Ich weiß es wahrhaftig nicht. Ich habe ihn im Bade kennen gelernt; er ging im Wintergarten der Gesandtschaft an uns vorüber, und ich rief ihn, um ihn zu necken. Den zweiten Tag darauf gab er mir statt der Antwort einen kleinen Degenstoß. So stehen wir mit einander. Doch genug von diesen Albernheiten. Ich bin gekommen, um Sie um eine Tasse Thee zu bitten."

Bei diesen Worten warf sich Lucenay auf ein Sopha, worauf er seinen Stock zwischen die Wand und den Rahmen eines Gemäldes steckte, das über ihm hing, und anfing, dasselbe hin und her zu bewegen.

„Ich erwartete Sie, lieber Heinrich, und habe Ihnen eine Ueberraschung zugedacht," sagte Harville.

„Ah! Und welche?" rief Lucenay aus, indem er an dem Gemälde so stark rüttelte, daß es beinahe herunter fiel.

„Sie werden sich das Gemälde auf den Kopf werfen," sagte Harville.

„Sie haben wahrhaftig Recht. — Sie besitzen einen Adlerblick. — Aber die Ueberraschung, die Ueberraschung!"

„Ich habe einige unserer Freunde gebeten, mit uns hier zu frühstücken."

„Bravo, Marquis, bravissimo! erzbravissimo!" rief Lucenay

aus voller Kehle, indem er mit aller Kraft mit dem Stocke auf die Sophakissen schlug.

„Und wer wird kommen? Saint Remy? — Nein, der ist seit einigen Tagen auf dem Lande. Was zum Teufel kann er mitten im Winter auf dem Lande suchen?“

„Wissen Sie gewiß, daß er nicht in Paris ist?“

„Ganz gewiß. Ich hatte ihn aufgefordert, mein Secundant zu sein. — Er war aber fort, und ich wählte Lord Douglas und Sezannes.“

„Das trifft sich vortrefflich. Sie kommen auch.“

„Bravo! bravo!“ schrie Lucenay von neuem. Dann wälzte und schnellte er sich auf dem Sopha umher und begleitete so sein unmenschliches Schreien.

Die acrobatischen Kunststücke des Herzogs von Lucenay wurden durch die Ankunft des Herrn von St. Remy unterbrochen.

„Ich brauche nicht zu fragen, ob Lucenay hier sei,“ sagte der Vicomte. „Man hört ihn unten.“

„Wie, sind Sie es, Freund des Landlebens, Wehrwolf?“ rief ihm der Herzog entgegen, indem er rasch aufsprang. „Man glaubte, Sie wären auf dem Lande —“

„Ich bin seit gestern zurückgekommen. Eben erhielt ich die Einladung Harvilles, und ich flog herbei, hocherfreut über diese angenehme Ueberraschung,“ — und St. Remy reichte Lucenay, dann dem Marquis die Hand.

„Ich bin Ihnen für diese Eile sehr verbunden, lieber Saint Remy. Müssen sich die Freunde Lucenays über den glücklichen Ausgang des Duells nicht freuen, das doch traurige Folgen haben konnte?“

„Aber,“ begann der Herzog nochmals, „was hatten Sie mit-

ten im Winter auf dem Lande zu schaffen, Saint Remy? Ich möchte das gar zu gern wissen."

„Wie neugierig er ist!" entgegnete der Vicomte zu Herrn von Harville gewendet. Dann antwortete er dem Herzoge: „ich will mich ein wenig von Paris entwöhnen, da ich es doch bald verlassen muß —"

„Ach ja, der schöne Einfall, sich der französischen Gesandtschaft in Gerolstein beigeben zu lassen! Lassen Sie doch Ihre diplomatischen Grillen ruhen; Sie werden nicht nach Gerolstein reisen; meine Frau sagt es, und Jedermann wiederholt es."

„Ich versichere Sie, daß sich die Frau Herzogin irrt, wie Jedermann."

„Sie hat Ihnen in meiner Gegenwart gesagt, daß es eine Thorheit sei —"

„Ich habe deren in meinem Leben mehrere begangen."

„Elegante und charmante Thorheiten und Streiche, das lass' ich gelten, wie z. B. Ihren fürstlichen Aufwand, der Sie eigentlich ruiniren sollte; aber sich in einem Loche, wie es jener Hof Gerolstein ist, zu begraben! Das ist kein thörichter, das ist ein dummer Streich, und Sie sind viel zu geistreich, als daß Sie eine Dummheit begehen könnten."

„Nehmen Sie sich in Acht, lieber Lucenay! Wenn Sie schlecht von jenem deutschen Hofe sprechen, haben Sie es mit Harville zu thun, mit dem vertrauten Freunde des regierenden Großherzogs, der mich übrigens kürzlich bei dem ***schen Gesandten außerordentlich freundlich aufgenommen hat."

„Wahrhaftig, lieber Heinrich," entgegnete Harville, „wenn Sie den Großherzog kennten, wie ich ihn kenne, Sie würden ein=

sehen, warum Saint Remy gar nicht abgeneigt ist, einige Zeit in Gerolstein zuzubringen."

„Ich glaube Ihnen, Marquis, obgleich man Ihren Großherzog für einen Sonderling erklärt. Dadurch bin ich aber mit meiner Meinung noch keineswegs widerlegt, daß ein Mann, wie Saint Remy, die Crême der Crême, nur in Paris leben kann, nur in Paris Werth hat."

Die andern Gäste Harvilles waren eben auch angekommen, als Joseph eintrat und seinem Gebieter einige Worte zuflüsterte.

„Meine Herren, Sie werden erlauben," sagte der Marquis. „Der Juwelier meiner Frau bringt mir eben Diamanten, die ich ihr zu einem Geschenke auswählen will. Sie kennen dies, Lucenay; wir sind Ehemänner von altem Schrot und Korn —"

„Eine Ueberraschung?" fiel der Herzog ein. „Nun, meine Frau hat mich gestern auf eine famose Weise auch überrascht."

„Durch ein glänzendes Geschenk?"

„Sie verlangte von mir — hunderttausend Francs."

„Und da Sie sehr freigebig sind, so haben Sie ihr das Geld . . ."

„Geliehen! Es wird auf ihr Gut in Arnouville geschrieben. Gute Rechnung erhält die Freundschaft. Aber das bleibt sich gleich; 100,000 Frcs. binnen zwei Stunden Jemandem zu leihen, der das Geld braucht, ist eine große und seltsame Gefälligkeit. Nicht wahr, Verschwender? Sie verstehen sich doch auf Anleihen," setzte der Herzog von Lucenay lächelnd gegen Saint Remy hinzu, ohne zu ahnen, wie richtig diese Worte trafen.

Der Vicomte erröthete trotz seiner Keckheit zuerst ein wenig, dann entgegnete er frech:

„Hunderttausend Francs! Das ist ja eine ungeheure Summe.

Wozu kann eine Frau hunderttausend Francs brauchen? Bei uns Männern freilich..."

„Ich weiß es wahrhaftig nicht, was meine Frau mit dieser Summe anfangen will; auch ist es mir sehr gleichgiltig. Schulden für Putz wahrscheinlich..., nun es ist ihre Sache. Und dann seht Ihr wohl ein, daß es nicht nobel gewesen wäre, sie zu fragen, was sie mit dem Gelde anfangen wolle —"

„Die Darleiher sind aber doch sonst immer sehr neugierig zu wissen, was man mit dem Gelde anfangen will, welches man von ihnen leiht," sagte der Vicomte lachend.

„Saint Remy," fiel Harville ein, „Sie besitzen einen so vortrefflichen Geschmack, Sie werden mir den Schmuck für meine Frau aussuchen helfen. Ihre Zustimmung wird meine Wahl entscheiden, denn gegen Ihre Ansichten in Modeangelegenheiten wendet Niemand etwas ein."

Der Juwelier trat mit mehreren Schmuckkästchen in einer großen Ledertasche ein.

„Es ist Herr Baudoin!" sagte der Herzog von Lucenay.

„Ich mache Ihnen mein Compliment, Herr Herzog."

„Gewiß sind Sie es, der meine Frau in Versuchung führt und ruinirt?" fuhr Lucenay fort.

„Die Frau Herzogin hat diesen Winter ihre Diamanten nur neu fassen lassen," antwortete der Juwelier in einer gewissen Verlegenheit. „Eben habe ich sie zu ihr getragen."

Herr von Saint Remy wußte, daß die Herzogin von Lucenay, um ihn unterstützen zu können, ihre Juwelen gegen falsche Diamanten vertauscht hatte. Dieses Zusammentreffen war ihm unangenehm, aber er sprach frech weiter:

„Die Ehemänner sind doch sehr neugierig! Sagen Sie nichts, Herr Baudoin!“

„Neugierig bin ich wahrhaftig nicht,“ entgegnete der Herzog. „Meine Frau bezahlt, und sie kann sich solche Einfälle wohl erlauben, da sie reicher ist als ich.“

Während dieses Gesprächs hatte Herr Baudoin mehrere Colliers von Rubinen und Diamanten auf einem Schreibtische ausgebreitet.

„Welcher Glanz! Und wie vortrefflich sind die Steine geschnitten!“ sagte Lord Douglas.

„Ich beschäftigte mit dieser Arbeit einen der besten Steinschneider in Paris; leider ist derselbe verrückt geworden, und ich werde schwerlich wieder einen solchen Arbeiter finden. Meine Steinmäklerin sagte mir, der Mann habe wahrscheinlich aus Armuth den Verstand verloren.“

„Aus Armuth! Und Sie vertrauen so armen Leuten Diamanten an?“

„Allerdings, und man kennt kein Beispiel, daß ein Steinschneider einen Diamanten entwendet habe, ob sie sich gleich meist nicht in guten Verhältnissen befinden.“

„Wie viel kostet dieses Collier?“ fragte Harville.

„Der Herr Marquis wird bemerken, daß die Steine vom reinsten Wasser und vortrefflich geschnitten, auch fast alle von gleicher Größe sind.“

„Das sind für Ihren Beutel sehr bedrohliche Antworten, Harville,“ sagte Saint Remy lachend. „Sie müssen erwarten, eine sehr bedeutende Summe genannt zu hören.“

„Sprechen Sie sogleich Ihre geringste Forderung aus, Herr Baudoin.“

„Ich möchte mit dem Herrn Marquis auch nicht lange handeln. Der niedrigste Preis ist 42,000 Fres."

„Meine Herren," rief Lucenay sogleich aus, „bewundern wir Alle unsern Freund Harville! Seine Frau mit einem Geschenke von 42,000 Fres. zu überraschen! Der Teufel! Wir dürfen kein Wort davon ausplaudern; es wäre ein höchst verderbliches Beispiel."

„Lachen Sie so viel Sie wollen, meine Herren," entgegnete Harville. „Ich bin in meine Frau verliebt und verheimliche es nicht; ich spreche es vielmehr laut aus und rühme mich dessen."

„Man sieht es ja," fiel Saint Remy ein; „ein solches Geschenk spricht lauter als alle Betheurungen."

„Ich nehme also dieses Collier," sagte Harville, „vorausgesetzt, Saint Remy, daß Ihnen diese Fassung von schwarzer Email gefällt."

„Sie hebt das Feuer der Steine noch mehr heraus."

„Es bleibt also bei der Wahl," sagte Harville nochmals. „Rechnen Sie mit Herrn Doublet, meinem Geschäftsführer, Herr Baudoin."

„Herr Doublet hat schon mit mir darüber gesprochen, Herr Marquis," antwortete der Juwelier, der hinausging, nachdem er, ohne sie zu zählen (so groß war sein Vertrauen), die verschiedenen Steine, die er gebracht und die Saint Remy während des Gesprächs lange und aufmerksam gemustert und in die Hand genommen, wieder in seine große Ledertasche gesteckt hatte.

Harville gab das Collier Joseph, der da geblieben war, und sagte leise zu ihm:

„Julie muß diese Diamanten geschickt zu denen ihrer Gebieterin legen, damit die Ueberraschung vollständig ist."

In diesem Augenblicke meldete der Haushofmeister, daß das Frühstück servirt sei, und die Gäste des Marquis begaben sich in den Speisesaal, wo sie Platz nahmen.

„Wissen Sie, lieber Harville," sagte Lucenay, „daß Ihr Haus eines der elegantesten und besteingerichteten in Paris ist?"

„Es ist ziemlich bequem, ja, aber nicht geräumig genug. Ich habe deshalb die Absicht, einen Saal nach dem Garten zu anbauen zu lassen. Meine Frau wünscht einige große Bälle zu geben, und unsere drei Säle würden nicht Raum genug gewähren. Mir ist nichts lästiger, als wenn bei großen Gesellschaften die Zimmer mit benutzt werden müssen, welche man gewöhnlich bewohnt und aus denen man nun auf einige Zeit verdrängt wird."

„Dieser Meinung bin ich auch," sagte Herr von Saint Remy; „nichts ist mesquiner und bürgerlicher, als das nothwendige Ausziehen wegen Bälle und Concerte. Will man, ohne genirt zu sein, wahrhaft schöne Feste veranstalten, so muß man ihnen einen ganz besondern, ausschließlichen Raum widmen. Auch müssen die großen und blendenden Ballsäle einen ganz andern Charakter haben als die gewöhnlichen Salons; es findet zwischen diesen beiden Arten Sälen derselbe Unterschied statt wie zwischen der Frescomalerei und den Staffeleigemälden."

„Er hat Recht," erwiederte Harville. „Wie Schade, daß Saint Remy nicht zwölf bis funfzehnhunderttausend Frcs. Renten besitzt! Was würden wir bei ihm zu bewundern haben!"

„Sollte nicht das Land, da wir das Glück haben, eine repräsentative Regierung zu besitzen," fiel Lucenay ein, „jährlich für Saint Remy eine Million bewilligen und ihm den Auftrag geben, in Paris den französischen Geschmack, die französische Eleganz zu

repräsentiren, welche auf diese Weise über den Geschmack, über die Eleganz Europas — der Welt entscheiden würden?"

„Angenommen!" rief man im Chor.

„Die jährliche Million müßte als außerordentliche Abgabe von den Knickern erhoben werden, die ein großes Vermögen besitzen, aber angeklagt und überführt würden, wie Pfennigfuchser zu leben," setzte Lucenay hinzu. „Die Function als Hoherpriester oder vielmehr als Großmeister der Eleganz, die man Saint Remy übertragen, würde einen außerordentlichen Einfluß auf den allgemeinen Geschmack haben..."

„Er würde das Muster sein, dem Jedermann gleichzukommen streben müßte."

„Das ist klar."

„Dadurch, daß man ihn nachahmte, würde der Geschmack sich verbessern —"

„Zur Zeit der Renaissance war der Geschmack überall vortrefflich, weil man ihn nach dem ausgezeichneten der Aristocratie modelte."

„An der ernsten Wendung, welche die Frage nimmt," fiel Harville heiter ein, „erkenne ich, daß weiter nichts nöthig ist, um die Stelle eines Großmeisters der französischen Eleganz zu schaffen, als eine Petition an die Deputirtenkammer zu richten."

„Da die Deputirten ohne Ausnahme sehr großartige, kunstfördernde Ideen haben wollen, so wird der Antrag mit Acclamation angenommen werden."

„Bis diese Entscheidung die Oberherrschaft rechtskräftig macht, welche Saint Remy factisch ausübt," sagte Herr von Harville, „möchte ich ihn um seinen Rath in Bezug auf den Saal befra-

gen, den ich bauen will. Seine Ansichten über den Glanz der Feste haben Eindruck auf mich gemacht."

„Meine geringe Fähigkeiten stehen zu Ihren Diensten, Harville."

„Und wann werden wir die neue Pracht einweihen?"

„Wahrscheinlich im nächsten Jahre, denn ich lasse die Arbeiten sogleich beginnen."

„Welcher Plänemacher Sie sind!"

„O, ich habe noch andere Pläne. — Ich denke „Val Richer" völlig umzugestalten."

„Ihre Besitzung in Burgund?"

„Ja. Es läßt sich etwas Vortreffliches daraus machen, wenn... mir Gott Leben und Gesundheit schenkt."

„Armer alter Mann!"

„Haben Sie nicht erst kürzlich eine Meierei bei Val Richer zur Arrondirung gekauft?"

„Ja, und es war dies ein sehr gutes Geschäft, zu dem mir mein Notar rieth."

„Wer ist der seltene und kostbare Notar, der zu so guten Geschäften räth?"

„Herr Jacob Ferrand."

Saint Remy konnte bei diesem Namen einen leichten Schauer nicht unterdrücken.

„Ist er wirklich so rechtschaffen wie man ihn rühmt?" fragte er leicht hingeworfen Harville, der sich in diesem Augenblicke dessen erinnerte, was Rudolph Clemence von dem Notar erzählt hatte.

„Jacob Ferrand! Welche Frage! Er ist ein Mann von wahr=

haft antiker Redlichkeit," sagte der Herzog von Lucenay.

„So geachtet wie achtbar."

„Sehr fromm — das verdirbt nichts."

„Außerordentlich geizig, was eine Bürgschaft für seine Clienten ist."

„Kurz, er ist einer der Notare von altem Schrot und Korn, die fragen, für was man sie halte, wenn es einem einfällt, von einer Quittung für das Geld zu sprechen, das man ihnen übergeben hat."

„Blos deshalb würde ich ihm mein ganzes Vermögen anvertrauen."

„Warum zweifelt Saint Remy an diesem würdigen Manne von sprichwörtlicher Rechtschaffenheit?"

„Ich wiederhole nur umlaufende Gerüchte; übrigens habe ich keinen Grund, diesem Phönix der Notare etwas zu bestreiten. Doch um wieder auf Ihre Pläne zu kommen, Harville, — was wollen Sie in Val Richer bauen? Das Schloß soll bewundernswürdig sein."

„Sie werden zu Rathe gezogen werden, beruhigen Sie sich, lieber Saint Remy, und vielleicht früher, als Sie es glauben, denn ich verspreche mir Freude von diesen Arbeiten. Ich kann mir nichts Ansprechenderes denken als Interessen und Pläne, die sich an einander knüpfen und uns auf Jahre hinaus beschäftigen. Heute diesen Plan, — in einem Jahre jenen, — später einen andern, — dazu eine schöne Frau, die man anbetet, die an allen Plänen und Entwürfen Antheil nimmt, und Sie werden gestehen, daß auf diese Weise das Leben angenehm vergeht."

„Ich glaube es wahrhaftig. Es ist ein Paradies auf Erden."

„Nun, meine Herren," sagte Harville, als das Frühstück been-

digt war, „wenn Sie eine Cigarre in meinem Zimmer rauchen wollen, — Sie werden vortreffliche finden.“

Man stand auf und ging wieder in das Zimmer des Marquis. Die Thüre seines Schlafzimmers, das daran stieß, stand offen. Wir haben gesagt, daß der einzige Schmuck dieses Zimmers zwei Schränke mit schönen Gewehren waren.

Lucenay, der sich eine Cigarre angezündet hatte, folgte dem Marquis in dieses Gemach.

„Sie sehen, ich bin noch immer ein Gewehrliebhaber,“ sagte Harville zu ihm.

„Sie besitzen wirklich vortreffliche englische und französische Gewehre. Ich wüßte nicht, welchen ich den Vorzug geben sollte. Douglas!“ rief der Herzog. „Kommen Sie und sehen Sie, ob diese Gewehre nicht mit den besten Matons wetteifern können.“

Lord Douglas, Saint Remy und zwei andere Gäste traten in das Schlafzimmer des Marquis, um die Gewehre zu besichtigen.

Harville nahm ein Pistol, spannte den Hahn und sagte lachend:

„Das, meine Herren, ist die Universal-Panacee gegen alle Leiden, den Spleen, die Langeweile...“

Er hielt scherzend das Rohr an den Mund.

„Ich ziehe doch ein anderes Mittel vor,“ sagte Saint Remy. „Das hier ist nur in den verzweifelten Fällen gut.“

„Es wirkt aber so rasch!“ entgegnete Harville. „Knall! und es ist geschehen. Der Gedanke ist nicht schneller.“

„Nehmen Sie sich in Acht, Harville, solche Späße sind immer gefährlich. Wie bald ist ein Unglück geschehen!“ sagte Lu-

cenay, als er den Marquis das Pistol den Lippen noch immer näher bringen sah.

„Glauben Sie denn, ich würde damit spielen, wenn es geladen wäre?"

„Das nicht, aber es ist immer unvorsichtig —"

„Sehen Sie, meine Herren, so macht man es — man nimmt das Rohr zwischen die Zähne, und dann —"

„Mein Gott, Harville, wie thöricht!" sagte Lucenay mit Achselzucken.

„Man legt den Finger an den Drücker," setzte Harville hinzu.

„Er ist ein wahres Kind! In seinem Alter!"

„Eine kleine Bewegung," fuhr der Marquis fort, „und man ist — in jener Welt. —"

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der Schuß losging.

— — — — — — — — —

Wir unternehmen es nicht, das Staunen und Entsetzen der Gäste Harvilles zu schildern.

Am nächsten Tage las man in einer Zeitung:

„Gestern hat ein eben so unerwartetes wie trauriges Ereig-
„niß die ganze Vorstadt Saint Germain in Bestürzung versetzt.
„Eine jener Unvorsichtigkeiten, die jedes Jahr so betrübende Un-
„fälle herbeiführen, hat ein schreckliches Unglück veranlaßt. Wir
„können die Richtigkeit der nachstehenden Angaben verbürgen:

„Der Herr Marquis von Harville, der Besitzer eines uner-
„meßlichen Vermögens, kaum sechsundzwanzig Jahre alt, bekannt
„durch seine Herzensgüte und seinen Edelmuth, seit wenigen Jah-
„ren mit einer Frau verheirathet, die er vergötterte, hatte einige

„Freunde zum Frühstück um sich versammelt. Nach Tische ging „man in das Schlafzimmer des Herrn von Harville, wo sich meh= „rere werthvolle Gewehre befanden. Indem Herr von Harville „seinen Gästen einige dieser Gewehre zeigte, nahm er scherzend ein „Pistol, das er für nicht geladen hielt, und setzte es an seine „Lippen. In aller Sicherheit drückte er an dem Drücker, der „Schuß ging los, und der unglückliche junge Mann sank mit ent= „setzlich zerschmettertem Kopfe todt nieder . . . Man denke sich „die entsetzliche Bestürzung der Freunde des Herrn von Harville, „denen er einen Augenblick vorher in Jugendkraft und vollem „Glücke verschiedene Pläne mitgetheilt hatte! Ueberdies hatte Herr „von Harville, als ob alle Umstände dieses schmerzlichen Ereig= „nisses zusammenkommen müßten, um dasselbe durch peinliche Con= „traste noch grausamer zu machen, denselben Morgen einen Schmuck „von großem Werthe gekauft, um seine Frau mit diesem Geschenke „zu überraschen. In dem Augenblicke also, in welchem ihm das „Leben vielleicht reizender und schöner erschien als je, wurde er „ein Opfer eines entsetzlichen Unfalls.

„Staunend muß man bei einem solchen Unglücke vor den unerforschlichen Rathschlüssen der Vorsehung stehen!"

— — — — — — — — —

Wir führen die Stelle aus der Zeitung wörtlich an, um zu zeigen, daß man allgemein den Tod des Gatten Clemences einer verderblichen und beklagenswerthen Unvorsichtigkeit zuschrieb.

Brauchen wir zu sagen, daß Harville allein das Geheimniß seines freiwilligen Todes mit in das Grab nahm? Ja, der Tod war freiwillig, berechnet und mit eben so großer Kaltblütigkeit als Edelmuth vorbedacht, damit Clemence nicht im geringsten die wirkliche Ursache dieses Selbstmordes ahne.

Die Pläne, über welche Harville mit seinem Intendanten und seinen Freunden gesprochen hatte, seine glücklichen vertraulichen Mittheilungen an seinen alten Diener, das Geschenk, das er denselben Morgen für seine Frau gekauft, waren von ihm ersonnen worden, um die öffentliche Meinung irre zu leiten.

Wie konnte man auf den Gedanken kommen, daß ein Mann, der sich so lebhaft mit der Zukunft beschäftigte, der sich so sehr bemühte, seiner Frau zu gefallen, sich das Leben absichtlich genommen habe?

Sein Tod wurde also einer Unvorsichtigkeit zugeschrieben und konnte auch nur einer solchen zugeschrieben werden.

Seinen Entschluß hatte eine unheilbare Verzweiflung dictirt.

Clemence hatte dadurch, daß sie sich so liebevoll, so zärtlich gegen ihn zeigte, wie sie früher kalt und stolz gewesen war, in dem Herzen ihres Gatten schmerzliche Gewissensbisse geweckt.

Er hatte, als er sie in das lange Leben ohne Liebe neben einem Manne mit einer schrecklichen und unheilbaren Krankheit so traurig ergeben sah, als er sich überzeugen mußte, daß sie ihren Widerwillen gegen ihn nie überwinden würde, tiefes Mitleid mit seiner Frau und Abscheu gegen sich selbst und gegen das Leben empfunden —

In seinem übergroßen Schmerze sagte er zu sich:

„Ich liebe nur eine Frau in der Welt, ich kann keine andere lieben, — die meinige. — Ihr edles Benehmen würde meine thörichte Liebe nur noch höher steigern, wenn sie einer Steigerung fähig wäre. — Und diese Frau, die meine Frau ist, kann mir niemals angehören... Sie hat ein Recht, mich zu verachten, mich zu hassen.

„Ich habe sie durch eine schändliche Täuschung an mein fluchbeladenes Schicksal gefesselt.

„Ich bereue es. — Was habe ich nun zu thun?

„Ich muß sie von den verhaßten Banden befreien, die meine Selbstsucht um sie gelegt hat.

„Nur mein Tod kann diese Bande zerreißen, — ich muß also sterben.“

Deshalb hatte Harville dieses große und schmerzliche Opfer gebracht.

Würde sich der Unglückliche selbst getödtet haben, wenn eine Scheidung möglich gewesen wäre?

Nein.

Er hätte das Uebel, das er ihr zugefügt, zum Theil wieder gut machen, seiner Frau die Freiheit geben und ihr erlauben können, das Glück in einer andern Ehe zu suchen.

Die unerbittliche Unabänderlichkeit des Gesetzes macht also oftmals gewisse Vergehen unverbesserlich oder gestattet, wie in diesem Falle, die Tilgung derselben nur durch ein neues Verbrechen.

LXXXII.

St. Lazarus.

Wir glauben den Schüchternsten unserer Leser gleich von vornherein anzeigen zu müssen, daß das Gefängniß St. Lazarus, in welchem vorzugsweise Diebinnen und öffentliche Dirnen verwahrt werden, täglich von mehreren Damen besucht wird, deren mildthätige Absicht, deren Name und deren Stellung in der Gesellschaft Aller Achtung erfordern.

Diese im Glanze des Reichthums erzogenen Frauen, die man mit vollem Rechte zu der gewähltesten Gesellschaft zählt, bringen jede Woche Stunden lang bei den elenden Gefangenen in St. Lazarus zu, beobachten in den verdorbenen Gemüthern jede bessere Regung, jedes Bedauern über eine verbrecherische Vergangenheit, ermuthigen das bessere Bestreben, befruchten die Reue und ziehen bisweilen durch den gewaltigen Zauber der Worte: Pflicht, Ehre, Tugend eines dieser verlassenen, verachteten und tiefgesunkenen Geschöpfe aus dem Schmutze wieder hervor.

Diese muthigen Frauen, welche an die ausgesuchte Artigkeit und das Zartgefühl der bessern Gesellschaft gewöhnt sind, verlassen ihre hundertjährigen Paläste, küssen die jungfräuliche Stirn

ihrer engelreinen Töchter und gehen in die düstern Kerker, um der groben Gleichgiltigkeit oder den verbrecherischen Reden dieser Diebinnen und Gefallenen Trotz zu bieten.

Sie steigen, treu ihrer hochmoralischen Aufgabe, muthig in diesen unreinen Schmutz hinab, legen die Hand auf alle diese von Sünden angefressenen Herzen, und wenn ihnen ein schwaches Klopfen des Ehrgefühls eine schwache Hoffnung auf Rettung enthüllt, so suchen sie die kranke Seele, an der sie nicht verzweifelten, einem unwiderruflichen Verderben zu entreißen.

Die schüchternen Leser, an die wir uns wenden, werden sich also beruhigen, wenn sie bedenken, daß sie eigentlich doch nur das sehen und hören werden, was die verehrten Frauen, von denen wir gesprochen haben, jeden Tag sehen und hören.

Ohne eine ehrgeizige Parallele zwischen der Aufgabe dieser Frauen und der unsrigen ziehen zu wollen, werden wir doch sagen können, daß auch uns bei diesem langen, peinlichen und schwierigen Unternehmen die Ueberzeugung aufrecht erhält, hier und da edles Mitgefühl für das ehrliche, muthvoll getragene, unverdiente Unglück, für die aufrichtige Reue und für die einfache, natürliche Rechtschaffenheit geweckt und Abscheu, Widerwillen, Grauen und heilsame Furcht vor allem eingeflößt zu haben, was durchaus unrein und verbrecherisch ist.

Wir sind vor den häßlichsten Schilderungen nicht zurückgewichen, weil wir der Meinung waren, die moralische Wahrheit reinige, wie das Feuer, alles.

Unsere Worte haben zu wenig Werth, unsere Meinungen zu geringes Gewicht, als daß wir uns anmaßen könnten, lehren und bessern zu wollen.

Wir folgen nur der Hoffnung, die Aufmerksamkeit der Den-

kenden und Wohlmeinenden auf die großen socialen Uebelstände zu lenken, deren Dasein man beklagen, aber nicht bestreiten kann.

Unter den Glücklichen dieser Welt haben indeß Einige sich durch die Nacktheit dieser schmerzlichen Schilderungen verletzt gefühlt und von Unwahrscheinlichkeit, Uebertreibung und Unmöglichkeit geschwatzt, damit sie ja nicht so viele Leiden zu beklagen haben möchten (von einer Linderung derselben gar nicht zu sprechen).

Es ist das auch leicht erklärlich.

Der Selbstsüchtige mit vollem Beutel und vollem Magen will vor allen Dingen gut verdauen. Der Anblick der Armen, die vor Hunger und Kälte zittern, ist ihm ganz besonders widerwärtig; er will ungestört sein, und die halbgeschlossenen Augen an den üppigen Darstellungen eines Ballets weiden.

Die meisten der Reichen und Glücklichen haben jedoch edles Mitleid mit dem Unglück empfunden, das sie früher nicht kannten; einige Personen haben uns sogar dafür gedankt, daß wir sie auf eine wohlthätige Verwendung neuer Almosen aufmerksam machten. Solche Zustimmungen haben uns kräftig unterstützt und ermuthigt.

Wenn dieses Werk, das wir ohne Hehl selbst für ein s c h l e c h t e s B u c h in künstlerischer Hinsicht erklären, das wir aber in moralischer Hinsicht durchaus nicht für ein s c h l e c h t e s B u c h gelten lassen können, in seiner ephemeren Laufbahn auch nur das zuletzt erwähnte Resultat gehabt hätte, so würden wir stolz darauf sein.

Giebt es einen ruhmvollern Lohn für uns als den Segen einiger armen Familien, welche den Gedanken, die wir anregten, einige Unterstützung verdankten?

Nachdem wir dies der neuen Wanderung vorausgeschickt, zu

welcher wir den Leser einladen, nachdem wir hoffentlich seine Bedenklichkeiten beruhigt haben, wollen wir ihn nach St. Lazarus führen, in das große Gebäude von imposantem und düsterm Aussehen, das in der Rue du Faubourg Saint Denis steht.

Die Frau von Harville, die von dem schrecklichen Drama nichts ahnte, welches in ihrem Hause gespielt wurde, hatte sich in das Gefängniß begeben, nachdem sie von der Herzogin von Lucenay einige Andeutungen über die beiden unglücklichen Frauen erhalten hatte, welche durch die Habsucht des Notars Jacob Ferrand in das tiefste Elend gestürzt worden waren.

Die Frau von Blinval, eine der Vorsteherinnen der jungen Gefangenen, konnte Clemence an diesem Tage nicht nach St. Lazarus begleiten, und die Marquise erschien deshalb allein. Sie wurde freundlich von dem Director und mehrern Aufseherinnen empfangen, die durch ihre schwarze Kleidung und das blaue Band mit silberner Medaille am Halse kenntlich sind.

Eine dieser Aufseherinnen, eine Frau von reifem Alter, ernstem, aber mildem Gesichte, blieb in einem kleinen Zimmer mit der Frau von Harville allein.

Man kann sich oft die Größe der unbekannten Aufopferung, der Klugheit, des Mitleids und des Scharfsinns dieser achtbaren Frauen nicht vorstellen, die sich dem bescheidenen und unbekannten Amte als Aufseherinnen weiblicher Gefangenen widmen.

Es giebt nichts Verständigeres, nichts Practischeres als die Begriffe von Ordnung, Arbeit und Pflicht, welche sie den Gefangenen in der Hoffnung beizubringen suchen, daß diese Lehren auch nach dem Aufenthalte in dem Gefängnisse nicht vergessen werden würden.

Diese Frauen, die fortwährend in Berührung mit den Ge-

fangenen, abwechselnd nachsichtig und fest, geduldig und streng, aber immer gerecht und unpartheiisch sind, erlangen nach einer Reihe von Jahren eine solche Kenntniß der Physiognomie dieser Unglücklichen, daß sie dieselben fast immer auf den ersten Blick richtig beurtheilen und sie augenblicklich ihrem Grade der Immoralität nach zu classificiren wissen.

Madame Armand, die Aufseherin, welche mit Frau von Harville allein geblieben war, besaß in außerordentlichem Grade diese Vorausahnung, diese Divination des Charakters der Gefangenen, weshalb denn auch ihre Worte und Aussprüche in dem Hause von bedeutendem Gewichte waren.

Madame Armand sagte zu Clemence:

„Da die Frau Marquise mich beauftragt, ihr diejenigen unserer Gefangenen zu bezeichnen, welche durch besseres Benehmen oder durch aufrichtige Reue ihre Theilnahme verdienen könnten, so glaube ich Ihnen eine Unglückliche empfehlen zu müssen, die ich für mehr unglücklich als verbrecherisch halte, denn ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, es sei noch nicht zu spät, dieses junge Mädchen zu retten, — ein unglückliches Kind von sechszehn bis höchstens siebzehn Jahren."

„Warum ist sie in das Gefängniß gebracht worden?"

„Man hat sie des Abends in den elysäischen Feldern gefunden. — Da es ihres Gleichen bei strenger Strafe verboten ist, gewisse öffentliche Oerter am Tage oder am Abende zu besuchen, und da die elysäischen Felder zu diesen verbotenen Promenaden gehören, so hat man sie verhaftet —"

„Und sie kommt Ihnen interessant vor?"

„Ich habe niemals regelmäßigere und unschuldigere Züge gesehen. — Denken Sie sich ein Madonnengesicht. Frau Marquise.

Einen noch unschuldigern Ausdruck erhielt ihr Gesicht, weil sie bei ihrer Ankunft in der Tracht der Landmädchen aus der Gegend von Paris erschien."

„Es ist also ein Mädchen vom Lande?"

„Nein, Frau Marquise. Die Inspectoren haben sie erkannt; sie hielt sich in einem schrecklichen Hause der Cité auf, das sie seit zwei bis drei Monaten verlassen hat. Da sie aber nicht darauf angetragen hatte, ihren Namen aus den Polizeilisten ausstreichen zu lassen, so stand sie fortwährend unter der exceptionellen Gewalt, die sie hierhergeschickt hat."

„Vielleicht hatte sie Paris verlassen, um sich an ein besseres Leben zu gewöhnen."

„Das glaube ich, Frau Marquise, und deshalb habe ich mich auch sogleich für sie interessirt. Ich befragte sie über ihre frühern Verhältnisse, und warum sie von dem Lande hereingekommen sei, sagte ihr auch, sie möge hoffen, wenn sie, wie ich glaubte, einen bessern Lebenslauf beginnen wolle —"

„Und was antwortete sie?"

„Sie sah mich mit ihren großen blauen melancholischen und thränenfeuchten Augen an und antwortete mit einem himmlisch milden Tone: „ich danke Ihnen, Madame, für Ihre Güte, aber über die Vergangenheit kann ich Ihnen nichts sagen. Man hat mich verhaftet; ich hatte Unrecht gethan und beklage mich nicht." — „Aber woher kommst Du? Wo bist Du gewesen, seit Du die Cité verlassen hast? Hast Du auf dem Lande ein ehrenwerthes neues Leben gesucht, so sage, beweise es; wir werden an den Herrn Präfecten schreiben lassen, um Deine Freigebung zu erlangen; man wird Dich aus den polizeilichen Verzeichnissen streichen und Dich in Deinen ehrenwerthen Vorsätzen unterstützen." — „Ich beschwöre

Sie, Madame, fragen Sie mich nicht, ich kann Ihnen nicht antworten," entgegnete sie wieder. — „Willst Du aber, wenn Du von hier entlassen wirst, in jenes schreckliche Haus zurückkehren?" — „O nie! nie!" rief sie aus. — „Und was gedenkst Du vorzunehmen?" — „Gott weiß es," antwortete sie, indem sie den Kopf auf die Brust sinken ließ."

„Das ist seltsam. Und wie spricht sie?"

„Sehr gut, Frau Marquise. Sie ist schüchtern, ehrerbietig, aber nicht kriechend, ja ich möchte sagen: trotz der außerordentlichen Weichheit ihrer Stimme und der Sanftmuth ihres Blickes liegt bisweilen in ihrem Tone und in ihrer Haltung eine gewisse stolze Trauer, die mich in Verlegenheit setzt. Wenn sie nicht der unglücklichen Classe angehörte, würde ich fast glauben, dieser Stolz verkünde einen Geist, der seine Hoheit kennt und fühlt."

„Das ist ja ein vollständiger Roman!" rief Clemence aus, deren Interesse in hohem Grade erregt war und die sich überzeugte, wie es Rudolph ihr gesagt hatte, daß oft nichts unterhaltender sei als Gutes zu thun. „In welchen Verhältnissen steht sie zu den andern Gefangenen? Wenn sie die Seelengröße besitzt, die Sie vermuthen, so muß sie sich unter ihren Gefährtinnen sehr unbehaglich fühlen."

„Selbst für mich, Frau Marquise, die ich aus Gewohnheit und Pflicht beobachte, ist alles an diesem Mädchen ein Gegenstand der Verwunderung. Kaum befindet sie sich seit drei Tagen hier, und schon hat sie einen gewissen Einfluß auf die andern Gefangenen erlangt."

„In so kurzer Zeit?"

„Sie nehmen nicht blos Antheil an ihr, sondern fühlen fast Achtung vor ihr."

„Diese Unglücklichen —?"

„Sie besitzen einen ungemein entwickelten Instinct, die edeln Eigenschaften Anderer zu erkennen, selbst zu errathen. Freilich hassen sie oft auch die Personen, deren Ueberlegenheit sie zugeben müssen."

„Und das arme junge Mädchen hassen sie nicht?"

„Im Gegentheil, Frau Marquise. Keine hat sie vor ihrer Ankunft hier gekannt. Zuerst fiel ihnen die Schönheit des Mädchens auf; ihre Züge von seltener Reinheit sind durch eine rührende und krankhafte Blässe gleichsam verschleiert, und das traurige, sanfte Gesicht flößte ihnen gleich anfangs mehr Theilnahme als Neid ein. Dann ist sie sehr schweigsam, — ein anderer Gegenstand des Staunens für diese Geschöpfe, die sich meist immer durch Lärm, Sprechen und Bewegungen zu betäuben suchen. Endlich bewies sie sich trotz ihrer würdevollen Zurückhaltung theilnehmend, so daß ihre Gefährtinnen durch ihre Kälte nicht verletzt wurden. Wir haben hier seit einem Monate ein unbändiges Geschöpf, welche die Wölfin genannt wird, so heftig, keck und bestialisch ist ihr Charakter, — ein großes, fast mannhaftes Mädchen von zwanzig Jahren, mit schönem, aber hartem Gesicht. Wir mußten sie oft einsperren, um ihre Ungefügigkeit zu bändigen. Vorgestern trat sie eben aus der Zelle, noch aufgebracht über die Strafe, die sie erlitten hatte; es war Essenszeit; das arme Mädchen, von dem ich Ihnen erzählte, aß nicht und sagte traurig zu ihren Gefährtinnen: „Wer will mein Brod?" — „Ich!" rief die Wölfin sogleich. — „Ich!" sprach eine andere, die fast verwachsen ist, Mont-Saint-Jean genannt wird, als Zielscheibe der Neckereien und oft als Sündenbock dienen und viel leiden muß, ob sie gleich seit mehreren Monaten schwanger ist. Das

junge Mädchen gab ihr Brod der letztern zum großen Verdrusse der Wölfin. „Ich habe zuerst Dein Brod verlangt!“ rief sie außer sich. — „Allerdings, aber die Arme da ist schwanger, sie braucht mehr als Sie,“ antwortete das Mädchen. Die Wölfin entriß der Armen trotzdem ihr Brod und fing an, das Messer zu schwingen und laut zu sprechen und zu streiten. Da sie sehr boshaft und sehr gefürchtet ist, so wagte Niemand die Partei der armen Nachtigall zu nehmen, obgleich Alle ihr innerlich Recht gaben.“

„Wie nennen Sie das Mädchen, Madame?“

„Die Nachtigall; unter diesem Namen ist meine Schutzempfohlene hierhergebracht worden; hoffentlich wird sie bald unter Ihrem Schutze stehen, Frau Marquise. Fast alle haben solche Spitznamen.“

„Der ihrige ist seltsam.“

„Er bedeutet in der Sprache jener Menschen die Sängerin. Das Mädchen soll eine sehr hübsche Stimme besitzen, und ich glaube es gern, denn der Ton ihrer Stimme hat wirklich etwas Zauberisches —“

„Und wie entging sie der abscheulichen Wölfin?“

„Sie wurde durch die Ruhe der Nachtigall noch aufgebrachter und trat rasch, schimpfend und mit erhobenem Messer auf sie zu; alle Gefangenen schrieen vor Entsetzen laut auf. Nur die Nachtigall sah furchtlos das furchtbare Geschöpf an, lächelte bitter und sagte mit ihrer himmlichen Stimme: „ja, tödten Sie mich! — aber lassen Sie mich nicht zu lange leiden!“ Diese Worte wurden, wie man mir erzählt hat, mit so rührender Einfalt gesprochen, daß fast allen Gefangenen die Thränen in die Augen traten.“

„Ich glaube es," sprach die Frau von Harville.

„Selbst die schlechtesten Charaktere," fuhr die Aufseherin fort, „sind zum Glück bisweilen auch guter Eindrücke fähig. Die Worte, welche mit so rührender Ergebung gesprochen wurden, erschütterten die Wölfin, wie sie später selbst sagte, bis in das Innerste, sie warf das Messer hin, trat es mit Füßen und sprach: „ich that Unrecht, daß ich Dir drohte, Nachtigall, denn ich bin stärker als Du; Du hast Dich vor meinem Messer nicht gefürchtet, Du bist muthig. Die Muthigen liebe ich, und jetzt würde ich Dich vertheidigen, wenn man Dir etwas zu Leide thun wollte."

„Welcher seltsame Charakter!"

„Das Beispiel der Wölfin erhöhte den Einfluß der Nachtigall noch mehr, und heute nennt sie, was fast beispiellos ist, fast keine Du; die Meisten achten sie und erbieten sich von freien Stücken, ihr die kleinen Dienste zu leisten, welche Gefangene einander leisten können. Ich wendete mich an Einige, die mit ihr in einem Saale schlafen, um die Ursache der Unterwürfigkeit zu erfahren, die sie gegen das Mädchen zeigen. — „Wir müssen unwillkührlich," antworteten sie mir; „man sieht es wohl, daß sie nicht ist wie wir andern." — „Wer hat Euch das gesagt?" — „Niemand hat es gesagt, aber man sieht es." — „Woran?" — „An tausenderlei. Erstens kniete sie gestern, ehe sie sich in das Bett legte, nieder und betete. Da sie betet, so muß sie wohl, wie die Wölfin sagte, ein Recht dazu haben."

„Welche ungewöhnliche Bemerkung!"

„Diese Unglücklichen haben kein Gefühl von Religion und würden sich doch nie eine gotteslästerige Handlung erlauben. Sie werden, Frau Marquise, in allen unsern Sälen kleine Altäre sehen, auf denen sich das Bild der Jungfrau befindet, umgeben von

Opfergaben oder Schmucksachen, welche die Gefangenen selbst gearbeitet haben. Jeden Sonntag werden viele Votivkerzen verbrannt. Diejenigen, welche in die Kapelle gehen, betragen sich da vollkommen anständig, aber im Allgemeinen empfinden sie bei dem Anblicke der heiligen Oerter eine gewisse Scheu oder Furcht. Doch um auf die Nachtigall zurückzukommen. Ihre Gefährtinnen sagten ferner: „man sieht, daß sie nicht ist wie wir, an ihrem sanften Gesichte, an ihrer Traurigkeit, an der Art, wie sie spricht. Und dann," setzte die Wölfin mit einemmale hinzu, die auch zugegen war, „sie kann nicht zu uns gehören, denn diesen Morgen, in dem Schlafsaale, schämten wir uns, uns vor ihr anzukleiden, ohne daß wir wissen warum —"

„Welches seltsame Zartgefühl bei so tiefer Entartung!" rief die Marquise aus.

„Ja, vor den Männern und unter einander kennen sie keine Schaam, gleichwohl kommen sie in peinliche Verlegenheit, wenn sie von uns oder von mitleidigen Personen, die gleich Ihnen das Gefängniß besuchen, einmal nicht vollständig bekleidet gesehen werden. So offenbart sich dieser Instinct der Schaam, den Gott in uns gelegt hat, selbst in diesen Geschöpfen bei dem Anblicke der einzigen Personen, die sie achten können."

„Es ist wenigstens tröstend, einige gute Gefühle zu finden, die stärker sind als die Entartung."

„Ohne Zweifel, denn diese Mädchen sind einer Aufopferung fähig, die, für bessere Zwecke bestimmt, höchst ehrenwerth sein würde. Ferner bleibt selbst ihnen, die nichts achten und nichts fürchten, ein Gefühl heilig, das Gefühl der Mutter; dessen rühmen sie sich, das rechnen sie sich zur Ehre und Freude. Es giebt keine bessern Mütter, und sie bieten alles auf, sie opfern alles, um ihr

Kind bei sich zu behalten; sie legen sich wegen der Erziehung desselben die empfindlichsten Entbehrungen auf, denn dieses kleine Wesen, sagen sie, sei das einzige, das sie nicht verachte."

„Sie fühlen also, wie tief sie gesunken sind?"

„Niemand verachtet sie so, wie sie sich untereinander verachten... In den Augen einiger, deren Reue aufrichtig ist, bleibt dieser ursprüngliche Flecken der Sünde unverlöschlich, selbst wenn sie sich in einer bessern Lage befinden; andere werden wahnsinnig, so wenig können sie sich von dem Gedanken an ihre frühere Verworfenheit frei machen. Ich würde mich deshalb auch nicht wundern, wenn der tiefe Schmerz und Gram der Nachtigall eine solche Reue wäre."

„Welche Pein dann für sie! Gewissensbisse, die nie sich besänftigen lassen!"

„Zur Ehre der Menschennatur muß ich bemerken, daß eine solche tiefe Reue häufiger ist als man glaubt; die rächende Stimme des Gewissens schläft nie ganz ein, oder es scheint bisweilen wenigstens die Seele zu wachen, wenn der Körper schläft; es ist dies eine Beobachtung, die ich in voriger Nacht von Neuem bei meiner Schutzempfohlenen gemacht habe."

„Bei der Nachtigall?"

„Ja, Frau Marquise."

„Und wie?"

„Ich gehe häufig durch die Schlafsäle, wenn die Gefangenen schlafen. Sie können sich nicht vorstellen, einen wie verschiedenen Ausdruck die Gesichter dieser Mädchen und Frauen im Schlafe haben! Viele von ihnen, die den Tag über sorglos, spöttisch, frech waren, erschienen mir völlig umgewandelt, sobald der Schlaf ihren Zügen die cynische Uebertreibung genommen hatte, denn leider!

hat auch das Laster seinen Stolz. Ach, Frau Marquise, welche Geständnisse machten diese dann abgespannten, düstern Gesichter! Wie zuckten sie! Wie viele schmerzliche Seufzer wurden den Unglücklichen durch irgend einen Traum entrissen! Ich erwähnte eben ein Mädchen, das man die Wölfin nennt, ein unbändiges Geschöpf. Vor ungefähr vierzehn Tagen beleidigte sie mich frech vor allen Gefangenen; ich zuckte die Achseln; meine Gleichgiltigkeit steigerte ihren Zorn, und um mich sicher zu verletzen, sagte sie mir in's Gesicht gemeine Schmähworte über meine Mutter, die sie oftmals hier bei mir gesehen hat..."

„Wie entsetzlich!"

„Ich gestehe, daß der Ausfall, so dumm er auch war, mir Schmerz verursachte. Die Wölfin bemerkte dies und triumphirte. Den Abend darauf, gegen Mitternacht, nahm ich eine Inspection der Schlafsäle vor; ich kam an das Bett der Wölfin, die erst den andern Morgen eingesperrt werden sollte; ich erschrak fast über den Ausdruck ihres Gesichtes, der in Vergleich mit dem harten und kecken, den es gewöhnlich hatte, fast sanft zu nennen war; ihre Züge erschienen bittend, traurig, reuevoll; ihre Lippen waren halbgeöffnet, ihre Brust wie zusammengepreßt, und — was ich für unmöglich gehalten hätte, zwei Thränen, zwei große Thränenperlen rollten über die Wangen dieses Mädchens mit dem eisernen Sinne. Ich betrachtete sie einige Minuten schweigend, — da hörte ich sie die Worte sprechen: Verzeihung — Verzeihung! ihre Mutter! Ich horchte aufmerksamer, konnte aber in dem fast unverständlichen Gemurmel nur noch meinen Namen vernehmen, — Madame Armand, der mit einem Seufzer ausgesprochen wurde."

„Sie bereute im Schlafe, Ihre Mutter verletzt zu haben."

„Ich glaubte es, und dies stimmte mich auch minder streng. Sie hatte ohne Zweifel vor ihren Gefährtinnen aus beklagenswerther Eitelkeit ihre gewöhnliche Grobheit noch steigern wollen, und ein guter Instinct weckte die Reue in ihr im Schlafe.“

„Verrieth sie am nächsten Tage irgend ein Bedauern wegen ihres frühern Benehmens?“

„Nein; sie war wie immer grob, roh und ungestüm; doch versichere ich, Frau Marquise, daß solche Beobachtungen sehr zur Milde und zum Mitleid stimmen. Ich rede mir ein — vielleicht täusche ich mich — daß diese Unglücklichen im Schlafe besser oder vielmehr so werden, wie sie eigentlich sind, allerdings mit allen ihren Fehlern, aber auch mit einigen guten Gefühlen, die nicht mehr durch irgend eine abscheuliche Prahlerei mit dem Laster unterdrückt werden. Diese Wahrnehmungen haben mich zu der Annahme gebracht, daß diese Mädchen im Allgemeinen weniger schlecht sind, als sie zu erscheinen sich bestreben; ich habe nach dieser Ueberzeugung gehandelt und oft Resultate erlangt, die unmöglich gewesen sein würden, wenn ich an den Unglücklichen gänzlich verzweifelt wäre.“

Frau von Harville konnte ihre Verwunderung darüber nicht bergen, so viel gesunden Verstand in Verein mit so erhabenen, so praktischen Ansichten von der Menschennatur bei einer gewöhnlichen Aufseherin über gefallene Mädchen zu finden.

„Mein Gott, Madame,“ sprach Clemence, „Sie scheinen Ihr trauriges Amt auf eine Weise auszuüben, die es für Sie höchst interessant macht. Welche Beobachtungen, welche Studien können Sie machen, aber auch wie viel Gutes wirken!“

„Das Gute ist sehr schwer zu erwirken; die Frauenzimmer bleiben nur kurze Zeit hier, und man muß sich begnügen, Samen

auszustreuen in der Hoffnung, daß einige gute Keime später Frucht tragen. Bisweilen geht diese Hoffnung wirklich in Erfüllung."

„Es gehören großer Muth und eine starke Tugend dazu, um vor der Undankbarkeit einer Aufgabe nicht zurückzuweichen, die so selten befriedigende Resultate gewährt!"

„Das Bewußtsein, eine Pflicht zu erfüllen, hält uns aufrecht und ermuthigt zu immer neuen Anstrengungen; dann findet man auch bisweilen Lohn in glücklichen Entdeckungen; es gibt bisweilen einige lichte Punkte in den Herzen, die man anfänglich für völlig verdunkelt hielt."

„Trotzdem müssen Frauen wie Sie sehr selten sein."

„O nein; das, was ich thue, thun auch andere und vielleicht mit noch mehr Glück, mit größerer Einsicht. Eine Aufseherin in dem andern Theile von St. Lazarus, in welchem sich diejenigen befinden, welche verschiedener Verbrechen angeklagt sind, würde Sie noch weit mehr interessiren. — Sie erzählte mir diesen Morgen von der Ankunft eines Mädchens, das des Kindesmordes angeklagt ist. — Ich habe nie etwas Herzergreifenderes gehört. — Der Vater dieser Unglücklichen, ein ehrlicher Steinschneider, hat aus Schmerz über die Schande seiner Tochter den Verstand verloren; die Armuth der ganzen Familie scheint gräßlich gewesen zu sein. Sie wohnte in einem Dachstübchen in der Rue du Temple."

„In der Rue du Temple!" fiel die Frau von Harville erstaunt ein; „wie heißt der Steinschneider?"

„Seine Tochter heißt Louise Morel —"

„Es ist so —"

„Sie stand im Dienste eines achtbaren Mannes, des Notars Jacob Ferrand."

„Diese arme Familie war mir empfohlen worden," sprach Clemence erröthend, „aber ich erwartete nichts weniger, als sie durch diesen neuen Schlag betroffen zu sehen. Und Louise Morel?"

„Sie nennt sich unschuldig und schwört, ihr Kind sei todt zur Welt gekommen. Ihre Worte klingen allerdings wie Wahrheit. Da Sie sich für die Familie interessiren, Frau Marquise, so würde, wenn Sie das arme Mädchen besuchen wollten, dieses Zeugniß Ihrer Theilnahme die Unglückliche in der Verzweiflung trösten."

„Ich werde mich zu ihr führen lassen und so zwei Schützlinge finden statt der einen, Louise Morel und die Nachtigall, denn alles, was Sie mir von diesem armen Mädchen sagen, rührt mich ungemein... Was aber ist zu thun, um ihre Freilassung zu erhalten? Ich werde für ihre Zukunft sorgen —"

„Bei Ihrer Stellung und Ihren Bekanntschaften, Frau Marquise, wird es Ihnen sehr leicht werden, das Mädchen sogleich aus dem Gefängnisse zu bringen; es hängt dies blos von dem Willen des Polizeipräfecten ab. — Die Empfehlung einer angesehenen Person würde bei ihm entscheidend sein. — Doch ich bin da weit von der Bemerkung abgekommen, die ich über den Schlaf der Nachtigall machte. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mich nicht wundern würde, wenn mit dem tiefschmerzlichen Gefühle von ihrem frühern verwerflichen Leben noch ein anderer nicht minder schmerzlicher Gram in Verbindung stände —"

„Was meinen Sie damit, Madame?"

„Ich irre mich vielleicht, aber ich würde mich nicht wundern, wenn das Mädchen, das durch irgend ein Ereigniß aus ihrer er-

sten Versunkenheit herausgerissen worden ist, eine wahre, rechtliche Liebe fühlte, die nun ihr Glück und ihre Qual ist."

„Aus welchen Gründen glauben Sie dies?"

„Weil sie hartnäckig den Ort verschweigt, wo sie die drei Monate nach ihrem Verschwinden aus der Cité zugebracht hat, glaube ich, sie fürchtet von den Personen zurückgefordert zu werden, bei denen sie Aufnahme gefunden hatte."

„Und warum sollte sie dies fürchten?"

„Weil sie eine Vergangenheit gestehen müßte, die man vielleicht nicht kennt."

„Ihre Kleidung als Landmädchen —"

„Noch ein anderer Umstand hat mich in meiner Vermuthung bestärkt. Gestern Abend, als ich in dem Schlafsaale erschien, trat ich an das Bett der Nachtigall. Sie schlief fest; ihr Gesicht war heiter und ruhig; ihr schönes blondes Haar quoll unter der Nachtmütze hervor und fiel auf ihren Hals und ihre Schultern. Sie hatte die beiden kleinen Hände gefaltet auf ihren Busen gelegt, als wenn sie betend eingeschlafen wäre. Ich betrachtete einige Augenblicke mit Rührung dieses Engelsgesicht, als sie plötzlich leise und in einem zugleich ehrerbietigen, traurigen und liebevollen Tone einen Namen aussprach —"

„Welchen Namen?"

Nach einer kurzen Pause fuhr Madame Armand ernst fort:

„Obwohl ich das, was man im Schlafe erlauscht, für heilig halte, so nehmen Sie doch an dieser Unglücklichen so innigen Antheil, Frau Marquise, daß ich Ihnen dieses Geheimniß wohl anvertrauen kann. — Der Name hieß Rudolph."

„Rudolph!" entgegnete die Frau von Harville, die sogleich an den Fürsten dachte. Da sie indeß bald einsah, daß Se. königl.

Hoheit der Großherzog von Gerolstein mit dem Rudolph der armen Nachtigall nichts gemein haben könnte, sagte sie zu der Aufseherin, welche sich über ihren Ausruf zu verwundern schien:

„Dieser Name hat mich überrascht, denn — zufälligerweise ist es auch der eines meiner Verwandten, — aber alles, was Sie mir von der Nachtigall erzählen, interessirt mich mehr und mehr. — Könnte ich sie nicht heute schon sehen? sogleich?“

„Ja, Frau Marquise; ich gehe, um sie zu holen, wenn Sie es wünschen. Ich könnte mich auch nach Louise Morel erkundigen, die sich in einem andern Theile des Gefängnisses befindet —“

„Ich würde Ihnen dafür sehr dankbar sein, Madame,“ antwortete Frau von Harville, die nun allein blieb.

„Seltsam!“ dachte sie bei sich. „Ich kann mir keine Rechenschaft von dem ungewöhnlichen Eindrucke geben, den dieser Name Rudolph auf mich gemacht hat. — Ich bin aber eine rechte Thörin! Welches Verhältniß könnte zwischen ihm und einem solchen Mädchen bestehen?“

Nach kurzer Pause setzte die Marquise hinzu: „er hatte Recht! Wie sehr mich alles das interessirt! Geist und Gemüth erweitern sich, wenn man sie so edeln Beschäftigungen widmet. Es ist, wie er sagte, als habe man einigen Antheil an der Macht der Vorsehung, wenn man die unterstützt, welche es verdienen. — Und dann —, diese Ausflüge in eine Welt, die wir gar nicht ahnen, sind so fesselnd, so unterhaltend, wie er sagt! Welcher Roman könnte mich so anregen, meine Neugierde in diesem Grade reizen! Diese arme Nachtigall z. B. flößt mir nach dem, was man mir von ihr erzählt hat, ein tiefes Mitleid ein, und ich gebe mich demselben rücksichtslos hin, denn die Aufseherin besitzt zu viel Erfahrung, als daß sie sich über unsere Schutzempfohlene täuschen

könnte. — Und die andere Unglückliche —, die Tochter des Steinschneiders, die der Fürst in meinem Namen so freigebig unterstützt hat! Die armen Leute! Ihre entsetzliche Armuth diente ihm als Vorwand, mich zu retten. Ich bin der Schande, vielleicht dem Tode durch eine heuchlerische Lüge entgangen; diese Täuschung lastet schwer auf mir, und ich will sie durch Wohlthun abbüßen. — Das wird mir so leicht werden, und es ist so süß, dem edeln Rathe Rudolphs zu folgen! Es ist auch Liebe, ihm zu gehorchen. Ach, ich fühle es mit Wonne, nur sein Athem belebt und befruchtet das neue Leben, das er mir geschaffen hat zum Troste derer, welche leiden; ich empfinde einen anbetungswürdigen Genuß darin, nur durch ihn zu handeln, keine andern Ideen zu haben als die seinigen, . . . denn ich liebe ihn, ja ich liebe ihn, und er wird diese unvergängliche Leidenschaft meines Lebens nie erfahren."

Während die Frau von Harville auf die Nachtigall wartet, wollen wir den Leser unter die Gefangenen selbst führen.

LXXXXIII.

Mont-Saint-Jean.

Die Uhr an dem Gefängnisse St. Lazarus verkündete die zweite Stunde nach Mittag. Auf die Kälte, die seit einigen Tagen geherrscht hatte, war eine milde, laue, frühlingsähnliche Temperatur gefolgt; die Sonnenstrahlen spiegelten sich in dem Wasser eines großen viereckigen, mit Steinen eingefaßten Bassins in der Mitte eines Hofes, der mit Bäumen bepflanzt und mit hohen schwärzlichen Mauern mit vielen vergitterten Fenstern umgeben war. Hier und da standen in dem großen gepflasterten Hofe, in welchem die Gefangenen umhergingen, hölzerne Bänke.

Die Töne eines Glöckchens verkündeten die Stunde der Erholung, und die gefangenen Frauen und Mädchen traten lärmend aus einer Thür heraus, die man ihnen öffnete. Die gleichförmig gekleideten Frauen trugen schwarze Hauben und lange Kleider von blau wollenem Stoffe, die durch einen Gürtel mit eiserner Schnalle festgehalten wurden. Es waren etwa zweihundert Freudenmädchen, die sich gegen die eigenthümlichen Verordnungen vergangen hatten, unter welchen sie stehen

Auf den ersten Anblick hatte ihr Aussehen nichts Eigenthümliches; beobachtete man sie aber aufmerksamer, so erkannte man auf fast allen Gesichtern die beinahe unvertilgbaren Brandmale des Lasters und namentlich der Verthierung, welche die Unwissenheit und die Armuth herbeiführen.

Bei dem Anblicke so vieler tiefgesunkener Mädchen kann man sich des traurigen Gedankens nicht erwehren, daß viele von ihnen wenigstens eine Zeit lang rein und tugendhaft gewesen sind. Wir müssen diese Beschränkung aussprechen, weil ein großer Theil von ihnen nicht bloß von der Jugend, sondern von der zartesten Kindheit, ja von der Geburt an, wenn man sich so ausdrücken kann, wie man später sehen wird, verdorben worden ist.

Man fragt sich deshalb mit schmerzlicher Neugier, welche Verkettung von traurigen Ursachen diejenigen jener Elenden dahergebracht hat, welche früher rein und keusch waren.

O, es führen viele Wege zu dem Verderben!

Sehr selten treibt die eigentliche Lust an Ausschweifungen, sondern vielmehr die Hülflosigkeit, das schlechte Beispiel, die schlechte Erziehung und besonders der Hunger zur Schande und Ehrlosigkeit, denn nur die armen Klassen zahlen der Civilisation diese Seelen- und Körpersteuer.

Als die Gefangenen sich schreiend in den Hof stürzten, konnte man leicht erkennen, daß nicht die Freude allein, aus den Arbeitsstuben herauszukommen, sie so ausgelassen machte. Nachdem sie sich aus der einzigen Thüre hervordrängt hatten, bildeten sie einen Kreis um ein mißgestaltetes Wesen herum, das man mit Hohn und Spott überhäufte.

Es war ein kleines, untersetztes, verwachsenes Mädchen von sechsunddreißig bis vierzig Jahren mit einem Kopfe, der über die ungleichen Achseln kaum hinaus ragte. Man hatte ihr die Haube abgerissen, und ihr starres, verworrenes, blondes oder vielmehr bleichgelbes mit Grau untermischtes Haar fiel auf ihre niedrige und dumme Stirn. Sie trug ein blaues Kleid wie die andern Gefangenen und hatte unter dem rechten Arme ein kleines Packet in einem schlechten, zerrissenen carrirten Tuche. Mit dem linken Elnbogen suchte sie die Stöße zu pariren, die man ihr von allen Seiten versetzte.

Es kann nichts Traurig-Groteskeres geben als die Züge dieser Unglücklichen; es war ein lächerliches und häßliches, gleich einer Schnauze langgezogenes, runzeliges, lederartiges, schmutziges, erdfahles Gesicht mit zwei großen Nasenlöchern und zwei kleinen schiefstehenden rothen Augen. Bald zornig, bald demüthig, grollte und bat sie, aber man lachte über ihre Klagen noch mehr als über ihre Drohungen.

Sie war die Zielscheibe des Spottes und der Laune aller Gefangenen.

Ein Umstand hätte sie vor den Mißhandlungen schützen können und sollen, — sie war schwanger; aber ihre Häßlichkeit, ihre Dummheit, die Gewohnheit, sie als Zielscheibe aller Witze und Unarten zu sehen, machten ihre Peinigerinnen rücksichtlos, ob sie gleich sonst gewöhnlich die Schwangerschaft ehren.

Zu den erbittertsten Quälerinnen der Mont-Saint-Jean (so hieß die Arme) gehörte die Wölfin.

Die Wölfin war ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren, groß, schlank, von wahrhaft männlichem Knochenbau, aber mit einem ziemlich regelmäßigen Gesichte; ihr starres schwarzes Haar

schimmerte in Roth; braune Härchen beschatteten ihre fleischigen Lippen; ihre braunen, dichten, starren Augenbrauen flossen über ihren großen fahlen Augen in einander; es lag etwas Ungestümes, Wildes, Bestialisches in dem Gesichtsausdrucke dieses Mädchens; im Zorne zog sich ihre Oberlippe etwas empor und ließ die weißen weit auseinander stehenden Zähne sehen. Diesem Umstande verdankte sie ihren Beinahmen die Wölfin.

Nichts destoweniger erkannte man in diesem Gesichte mehr Keckheit und Rücksichtslosigkeit als Grausamkeit; man sah ein, daß sie mehr verdorben, als von Hause aus schlecht war und daß sie wohl noch einiger guten Regungen fähig sein konnte.

„Mein Gott! Mein Gott! Was habe ich Euch gethan," rief die Mont-Saint-Jean, indem sie sich gegen ihre Gefährtinnen wehrte. „Warum peiniget Ihr mich so?"

„Weil uns das Spaß macht."

„Weil Du nur gut dazu bist, gepeinigt zu werden."

„Es ist dies Dein Stand —"

„Sieh Dich nur um, und du wirst erkennen, daß Du nicht das Recht hast, Dich zu beklagen —"

„Ihr wißt aber doch, daß ich mich nur zuletzt beklage, daß ich so viel dulde, als ich kann —"

„Nun, wir wollen Dich in Ruhe lassen, wenn Du uns sagst, warum Du Mont-Saint-Jean heißest."

„Ja, ja, erzähle uns das —"

„Ich habe es Euch schon hundertmal erzählt. — Ich heiße so von einem ehemaligen Soldaten, den ich sonst liebte und den man so nannte, weil er in der Schlacht von Mont-Saint-Jean verwundet worden war. — Ich habe seinen Namen behalten. —

Seid Ihr nun zufrieden? Soll ich immer dieselbe Geschichte wiederholen?"

„Wenn Dein Soldat Dir glich, muß er prächtig ausgesehen haben."

„Wahrscheinlich war er ein Invalid."

„Ein Stückchen von einem Soldaten —"

„Wie viele Glasaugen hatte er?"

„Und eine Nase von Blech, he?"

„Er hatte gewiß weder Arme noch Beine und war blind und taub, da Du ihm gefielst —"

„Ich bin häßlich, ein wahres Ungethüm, ich weiß es. — Sagt mir Grobheiten, spottet über mich so viel Ihr wollt, das ist mir gleichgiltig, aber schlagt mich nur nicht —"

„Was hast Du da in dem alten Tuche?" fragte die Wölfin.

„Ja — ja, was hast Du darin?"

„Sie muß es zeigen."

„Wir wollen es sehen!"

„Nein; ich bitte Euch," rief die Arme, indem sie das kleine Packet mit allen Kräften festhielt.

„Es muß ihr abgenommen werden —"

„Ja, nimm es ihr, Wölfin!"

„Müßt Ihr denn so schlecht sein! Laßt es doch! Laßt es doch!"

„Was ist es?"

„Es ist der Anfang zu dem Kinderzeuge für mein Kleines. — Ich arbeite es aus den alten Leinwandstückchen, die Niemand mehr mag und die ich sammle. Das ist euch einerlei, nicht wahr?"

„Ach, das Kinderzeug für den kleinen Mont-Saint-Jean! Das muß possierlich aussehen."

„Wir müssen es sehen!"

„Das Kinderzeug! Das Kinderzeug!" rief die Wölfin, indem sie der Mont-Saint-Jean das Packet entriß.

Das zerlöcherte Tuch zerriß bei dem Hin- und Herzerren, und es fielen mehrere Zeugstücke von allen Farben und Leinwandläppchen heraus, die dann im Hofe herumflogen und von den Gefangenen niedergetreten wurden, die immer lauter lachten.

„Was für Lumpen!"

„Als hätte sie einen Lumpensammler geplündert!"

„Und alles das zusammenzunähen!"

„Sie wird mehr Zwirn als Zeug dazu brauchen."

„Es wird wie Stickerei aussehen."

„Lies Deine Lumpen nur wieder zusammen, Mont-Saint-Jean."

„Wie schlecht Ihr seid, ach Gott!" rief die Arme, indem sie den herumflatternden Fetzen und Läppchen nachlief und dieselben aufzulesen suchte trotz den Stößen und Püffen, die man ihr gab. „Ich habe niemandem etwas zu Leide gethan," fuhr sie weinend fort; „ich habe mich erboten, damit sie mich in Ruhe lassen möchten, ihnen alle Dienste und Gefälligkeiten zu erweisen, ihnen sogar die Hälfte meiner Ration zu geben, obgleich ich selbst hungere — aber nein! nein! sie peinigen mich fortwährend. Was muß ich thun, um Ruhe zu finden? Sie haben nicht einmal Erbarmen mit einer armen Schwangern! Sind sie nicht schlimmer wie die wilden Bestien? Es wurde mir so schwer, alle diese Läppchen zusammenzubringen! Wovon soll ich das Kinderzeug machen, da ich mir nichts kaufen kann? Wem that ich Unrecht, als ich

das sammelte, was Andere weggeworfen hatten?" Mit einemmale rief dann die arme Mont-Saint-Jean hoffnungsvoll aus: „ach, Sie sind da, Nachtigall; nun bin ich gerettet. Legen Sie ein gutes Wort für mich ein; auf Sie werden sie gewiß hören, da man Sie so sehr liebt, wie man mich hasset."

Die Nachtigall, welche zuletzt aus dem Hause heraustrat, erschien in dem Hofe.

Sie trug das blaue Kleid und die schwarze Haube der Gefangenen, sah aber selbst in diesem groben Anzuge noch reizend aus. Seit ihrer Entführung von der Meierei in Bouqueval (— wir werden den Ausgang dieser Entführung später erzählen —) schienen sich indeß die Züge ihres Gesichtes sehr verändert zu haben; ihre Blässe, durch die sonst ein leichtes Rosenroth hindurchschimmerte, war jetzt matt wie die Weiße des Alabasters. Auch der Eindruck ihres Gesichtes war ein anderer geworden; es lag in ihm etwas Traurig-Würdevolles.

Marienblume fühlte, daß sie durch muthiges Ertragen der schmerzlichen Sühnopfer sich von allen frühern Fehlern fast reinige.

„Bitten Sie um Schonung für mich, Nachtigall," fuhr die Mont-Saint-Jean fort, indem sie sich bittend an das junge Mädchen wendete. „Sehen Sie nur, wie sie alles, was ich mit so großer Mühe zu meinem Kinderzeuge gesammelt hatte, in dem Hofe herumstreuen! Welches Vergnügen kann ihnen das machen?"

Marienblume sagte kein Wort, fing aber sogleich an, alle Läppchen unter den Füßen der Gefangenen mit aufzulesen.

Eine Gefangene stand absichtlich und böswillig auf einem Stückchen grober Leinwand fest; Marienblume hatte sich gebückt,

sah diese Gefangene mit ihrem zauberischen Blicke bittend an und sprach mit ihrer sanften Stimme:

„Ich bitte Sie, lassen Sie mich dies aufheben, im Namen der Armen da, die weint —“

Die Gefangene zog den Fuß zurück.

Das Leinwandstück wurde auf diese Weise gerettet, wie fast alle andern Lumpen, welche die Nachtigall Stück für Stück so eroberte.

Es blieb nur noch ein kleines Kindermützchen übrig, um das sich zwei Gefangene lachend stritten. Marienblume sagte zu ihnen: — „Geben Sie ihr das Mützchen zurück, ich bitte.“

„Nun ja, es ist für einen Harlekin in Windeln. Sie hat es aus einem grauen Stücke, aus grünen und schwarzen zusammengenäht und mit Sackleinwand gefüttert.“

Es war so.

Die Gefangenen lachten laut über diese Beschreibung des Häubchens.

„Lacht darüber und spottet so viel Ihr wollt, aber gebt es mir nur wieder,“ sagte Mont-Saint-Jean, „besonders tretet es nicht in den Schmutz wie das übrige. Nehmen Sie es nicht übel, daß Sie sich meinetwegen die Hände beschmutzt haben, Nachtigall,“ setzte die Arme dankbar hinzu.

„Mir die Harlekinsmütze!“ rief die Wölfin, die sich derselben bemächtigte und sie wie eine Trophäe schwenkte.

„Ich bitte Sie, geben Sie mir das Mützchen,“ sagte die Nachtigall.

„Sie wollen es der Mont-Saint-Jean zurückgeben?“

„Gewiß.“

„Ein solcher Lumpen lohnt der Mühe nicht.“

„Die Mont=Saint=Jean hat ja nichts als Lumpen zur Bekleidung ihres Kindes, und Sie sollten deshalb Mitleid mit ihr haben, Wölfin," sagte Marienblume traurig, indem sie die Hand nach dem Mützchen ausstreckte.

„Ich gebe es nicht her," entgegnete die Wölfin roh. „Soll ich Ihnen immer nachgeben, weil Sie die Schwächste sind? Sie mißbrauchen meine Nachsicht."

„Wäre es denn ein Verdienst, mir nachzugeben, wenn ich die Stärkste wäre?" antwortete die Nachtigall mit anmuthigem, leichten Lächeln.

„Nein, nein. — Sie wollen mich mit Ihrer niedlichen Stimme wieder verlocken. — Sie erhalten das Mützchen nicht."

„Wölfin, Sie werden nicht boshaft sein —"

„Lassen Sie mich in Ruhe; Sie langweilen mich."

„Ich bitte Sie darum."

„Mach' mich nicht ungeduldig! Ich habe nein gesagt, und dabei bleibt es," sprach die Wölfin gereizt.

„Haben Sie doch Mitleid mit ihr! Sehen Sie, wie sie weint!"

„Was geht das mich an? Um so schlimmer für sie. Sie muß alles ertragen."

„Ja, — es ist wahr —, wir hätten ihr die Lumpen nicht wiedergeben sollen," murmelten die Gefangenen, durch das Beispiel der Wölfin ermuthigt. „Um so schlimmer für Mont=Saint=Jean!"

„Ihr habt Recht — um so schlimmer für sie!" sagte Marienblume bitter. — „Sie muß alles über sich ergehen lassen, — ihr Wehklagen macht Euch Spaß, Ihr lacht über ihre Thränen; — Ihr müßt doch die Zeit mit etwas hinbringen. Sie würde nichts

sagen dürfen, wenn man sie auf der Stelle umbringen wollte. Sie haben Recht, Wölfin; es ist ganz gerecht; die Arme thut Niemandem etwas zu Leide, sie kann sich nicht vertheidigen, sie ist allein gegen alle, — das ist sehr muthig, sehr edel von Euch!"

„Wir sind also feig?" rief die Wölfin in ihrem Ungestüm und aus Lust zum Widerspruche aus. „Wirst Du antworten? Sind wir feig, he?" wiederholte sie.

Es entstand ein drohendes Gemurmel gegen die Nachtigall. Die beleidigten Gefangenen drängten sich schreiend um sie und vergaßen oder sträubten sich vielmehr gegen den Einfluß, den das junge Mädchen bis dahin über sie gehabt hatte.

„Sie nennt uns feig!"

„Welches Recht hat sie, uns zu tadeln?"

„Ist sie mehr als wir?"

„Wir sind zu nachsichtig gegen sie gewesen."

„Jetzt will sie sich ein Air geben — gegen uns!"

„Was kann sie dagegen sagen, wenn es uns gefällt, Mont-Saint-Jean zu peinigen?"

„Du wirst nun noch viel mehr geschlagen werden als früher, Mont-Saint-Jean."

„Da hast Du etwas für den Anfang," sagte eine, indem sie der Armen einen Schlag gab.

„Wenn Du Dich wieder in Dinge mengst, die Dich nichts angehen, Nachtigall, so wird Dir es eben so ergehen."

„Ja! Ja!"

„Das ist nicht genug!" rief die Wölfin aus. „Die Nachtigall muß Abbitte dafür thun, daß sie uns feig genannt hat. — Ihr habt Recht, — wenn das so fortginge, würde sie uns

noch tyrannisiren. Wir sind dumm genug, das nicht zu merken."

„Sie muß um Verzeihung bitten!"

„Auf den Knieen!"

„Auf beiden Knieen!"

„Oder wir behandeln sie wie die Mont-Saint-Jean!"

„Auf die Kniee nieder!"

„Uns feig zu nennen!"

„Sage es noch einmal!"

Marien-Blume blieb in diesem wüthigen Geschrei vollkommen ruhig; sie ließ den Sturm vorübertoben, dann, als sie sich Gehör verschaffen konnte, blickte sie alle mit ihren schönen Augen an und antwortete der Wölfin, die von Neuem schrie:

„Wage es noch einmal, uns feig zu nennen!"

„Sie? Nein, nein, — die Arme da, der Ihr die Kleider zerrissen, die Ihr geschlagen, in den Schmutz geworfen habt, — sie ist feig. — Seht Ihr nicht, wie sie weint, wie sie Euch zitternd ansieht? Sie ist feig, — weil sie sich vor Euch fürchtet —"

Der Instinct der Nachtigall traf das Rechte. Wenn sie sich an das Gerechtigkeitsgefühl, an die Pflicht gewendet hätte, um die brutale Erbitterung der Gefangenen gegen Mont-Saint-Jean zu entwaffnen, würde man sie nicht angehört haben. Dagegen machte sie Eindruck, indem sie sich an das Gefühl des natürlichen Edelmuthes wendete, welches nie ganz erlöscht, selbst nicht in dem verdorbensten wildesten Haufen.

Die Wölfin und die Andern murmelten noch, aber sie fühlten, sie gestanden es sich, daß sie nicht recht gehandelt hätten.

Marien-Blume wollte ihren ersten Sieg nicht mißbrauchen und fuhr fort:

„Sie verdient kein Mitleiden," sagt Ihr, „aber ihr Kind verdient es. — Fühlt es nicht auch die Schläge, die Ihr seiner Mutter gebt? Wenn sie um Gnade bittet, thut sie es nicht für sich, sondern für ihr Kind. — Wenn sie Euch um etwas von Euerm Brode bittet, wenn Ihr zu viel habt und sie mehr hungert als gewöhnlich, thut sie es nicht für sich, sondern — für ihr Kind. — Wenn sie Euch mit Thränen in den Augen beschwört, ihr die Lumpen nicht zu nehmen, die sie mit so vieler Mühe zusammengebracht hat, so thut sie es nicht ihretwegen, sondern — wegen ihres Kindes. — Das schlechte bunte Mützchen, über das Ihr so sehr spottet, sieht vielleicht lächerlich aus, vielleicht ..., ich aber möchte weinen, wenn ich es ansehe. — Spottet nun über uns beide, über Mont-Saint-Jean und über mich, wenn Ihr es könnt."

Die Gefangenen lachten nicht.

Die Wölfin sah sogar das Mützchen, das sie noch in der Hand hielt, mit einem traurigen Blicke an.

„Mein Gott," fuhr Marien-Blume fort, indem sie mit dem Rücken ihrer kleinen weißen Hand über die Augen strich, „ich weiß, daß Ihr nicht böswillig seid. — Ihr quält die Mont-Saint-Jean nur aus Langeweile, nicht aus Grausamkeit. — Aber Ihr vergeßt, daß sie nicht allein ist, daß sie ein Kind unter dem Herzen trägt. — Ihr würdet sie sonst nicht nur nicht schlagen, weil Ihr fürchten müßtet, dem armen unschuldigen Kinde weh zu thun, Ihr würdet sogar, wenn es kalt ist, der Mutter alles geben, was Ihr entbehren könnt, um es zu erwärmen, nicht wahr, Wölfin?"

„Freilich ..., wer würde nicht mit einem Kinde Mitleid haben?"

„Das ist ganz einfach —"

„Ihr würdet, wenn es hungerte, das Brod aus Euerm Munde nehmen und es ihm geben, nicht wahr, Wölfin?"

„Ja, und herzlich gern, — ich bin nicht schlechter als andere."

„Wir auch nicht."

„Ein armes unschuldiges Kind!"

„Wer hätte den Muth, ihm etwas zu Leide zu thun?"

„Wir müßten ja Unmenschen sein!"

„Herzlos!"

„Wilde Bestien!"

„Ich sagte es ja," fuhr Marien-Blume fort, „daß Ihr nicht böswillig seid; Ihr seid gutmüthig und vergeßt nur, daß Mont-Saint-Jean das Kind nicht auf den Armen — sondern unter dem Herzen trägt —"

„Das ist es!" rief die Wölfin wie begeistert aus; — „aber noch nicht genug! Sie haben Recht, Nachtigall, wir waren feig, und Sie sind brav und muthig, weil Sie wagten, uns das zu sagen. Sie waren brav und muthig, weil Sie nicht zitterten, nachdem Sie es gesagt hatten. Sehen Sie, — wir mögen sagen und thun und uns sträuben wie wir wollen — Sie sind nicht wie wir, — das müssen wir immer wieder zugestehen. — Es ärgert mich —, aber es ist so. — Eben haben wir wieder Unrecht gehabt, — Sie waren muthiger als wir."

„Es ist wahr, die kleine Blondine mußte viel Muth haben, uns so die Wahrheit in das Gesicht zu sagen —"

„Ihre blauen Augen sind aber auch so sanft, so lieblich, wenn sie will —!"

„Sie werden wahre kleine Löwen —"

„Arme Mont-Saint-Jean! Sie ist ihr viel Dank schuldig!“

„Es ist doch auch wahr, wenn wir sie schlagen, schlagen wir ihr Kind.“

„Daran hatte ich nicht gedacht.“

„Ich auch nicht.“

„Die Nachtigall denkt an alles.“

„Und ein Kind zu schlagen! Pfui!“

„Keine von uns wäre dies im Stande.“

Nichts ist leichter beweglich als die Leidenschaften des Volkes; nichts wechselt rascher und plötzlicher.

Einige einfache und rührende Worte der Nachtigall hatten mit einemmale eine Reaction zu Gunsten der Mont-Saint-Jean bewirkt, die vor Rührung weinte.

Alle Herzen waren bewegt, weil, wie wir schon gesagt haben, alles, was sich auf das Muttersein bezieht, bei den Unglücklichen, von denen wir hier sprechen, immer tiefen Eindruck macht.

Die Wölfin, die in allem heftig und exaltirt war, nahm mit einemmale das Mützchen, das sie in der Hand hielt, machte eine Art Börse daraus, griff in die Tasche, nahm 20 Sous, warf sie in das Mützchen und rief, indem sie dasselbe den andern Gefangenen hinhielt:

„Ich gebe 20 Sous für die Mont-Saint-Jean, damit sie Leinwand zu Kinderzeug kaufen kann. Wir alle helfen zuschneiden und mit nähen, damit dies ihr nichts koste.“

„Ja —; ja.“

„Wir wollen zusammensteuern.“

„Ich bin dabei.“

„Eine prächtige Idee!“

„Die arme Mont-Saint-Jean!“

„Sie ist zwar häßlich wie ein Ungeheuer, aber Mutter wie eine andere."

„Die Nachtigall hatte Recht, man könnte weinen, wenn man dies Kinderzeug von Lumpen ansieht."

„Ich gebe zehn Sous."

„Ich dreißig."

„Ich zwanzig."

„Ich vier, — ich habe nicht mehr."

„Ich habe kein Geld, aber ich verkaufe meine Ration von morgen, um auch beizusteuern. Wer kauft sie mir ab?"

„Ich," rief die Wölfin, „ich gebe zehn Sous für Dich, Du magst aber Deine Ration behalten, und die Mont-Saint-Jean soll ein Kinderzeug bekommen wie eine Prinzessin —"

Die Verwunderung und die Freude der Mont-Saint-Jean auszudrücken, würde völlig unmöglich sein; ihr groteskes und häßliches Gesicht, über das große Thränentropfen strömten, wurde fast rührend. Es strahlte von Glück und Dank.

Marien-Blume war auch glücklich, ob sie gleich zu der Wölfin sagen mußte, als diese ihr das Mützchen hinhielt:

„Ich habe kein Geld, aber ich werde arbeiten so viel als möglich —"

„Ach, mein lieber Engel aus dem Paradiese," rief die Mont-Saint-Jean, indem sie vor der Nachtigall auf die Kniee sank und die Hand derselben zu ergreifen suchte, um sie zu küssen, „was habe ich für Sie gethan, daß Sie so gütig und freundlich gegen mich sind, und alle diese Damen auch? Ist es möglich, Du mein Herr und Heiland! gutes, neues Kinderzeug für mein Kind! Alles, was dazu gehört! Wer hätte das geglaubt! Ich werde vor Freude verrückt! Eben noch die Zielscheibe des Spottes, von allen

gemißhandelt und nun, — weil Sie ihnen — etwas gesagt haben mit Ihrer lieben Engelsstimme, — wenden sie alles zum Guten, und sie lieben mich! Ich — ich liebe sie auch. Sie sind so gut, — es war nicht recht von mir, daß ich bös wurde. Wie dumm war ich — und wie ungerecht — wie undankbar! Sie thaten ja alles nur, um zu lachen; sie wollten mir nicht wehe thun — ich habe nun den Beweis. — Jetzt könnte man mich auf dem Flecke todtschlagen, ich würde nicht muckſen —"

„Wir haben achtundachtzig Francs und sieben Sous," sagte die Wölfin, nachdem sie den Betrag der Collecte überzählt hatte, die sie in das Mützchen wickelte. „Wer soll das Geld behalten, bis es ausgegeben ist? Der Mont-Saint-Jean dürfen wir es nicht geben, — sie ist zu dumm."

„Die Nachtigall soll das Geld an sich nehmen!" riefen alle.

„Wenn Ihr auf mich hören wollet," sagte Marien-Blume, „so bittet die Aufseherin, Madame Armand, das Geld zu übernehmen und davon die nöthigen Einkäufe zu machen. Vielleicht, wer weiß es? freut sie sich über die gute That, die Ihr verrichtet habt und bittet, denen, die gut angeschrieben stehen, einige Tage der Haft zu erlassen. Nun, Wölfin," setzte die Nachtigall hinzu, indem sie dieselbe am Arme nahm, „sind Sie nun nicht zufriedener als vorhin, als Sie die Lumpen der armen Mont-Saint-Jean umherstreuten?"

Die Wölfin antwortete anfangs nicht.

Auf die Exaltation, welche einen Augenblick ihre Züge belebt hatte, folgte ein gewisses Mißtrauen.

Marien-Blume sah sie verwundert an; sie konnte sich diese plötzliche Veränderung nicht erklären.

„Nachtigall ..: kommen Sie, — ich muß mit Ihnen sprechen,“ sagte die Wölfin finster vor sich hin.

Dann trat sie aus der Gruppe der Gefangenen heraus und führte die Nachtigall an das Bassin mit der steinernen Einfassung, an dem sich eine Bank befand.

Hier setzten sich die Nachtigall und die Wölfin nieder und waren fast allein.

LXXXXIV.

Die Wölfin und die Nachtigall.

Wir glauben fest an den Einfluß gewisser Charaktere, die eine solche magische Gewalt über die Massen haben, daß sie dieselben zum Guten und zum Bösen bestimmen können.

Einige, die kühn, heftig, unbändig sind, werden sich an die schlechten Eigenschaften wenden und dieselben aufregen, wie der Sturm die Wogen des Meeres aufwühlt, aber diese Stürme werden wie alle Stürme zwar wüthend, aber auch nur von kurzer Dauer sein; dem verderblichen Aufbrausen wird ein Gefühl der Trauer, des Unbehagens folgen, das das Elend noch elender macht. Die Folgen einer Ueberschreitung des Maßes sind immer bitter.

Die Wölfin soll, wenn man will, diesen verderblichen Einfluß personifiziren.

Andre Organisationen, die seltener sind, weil ihr edles Gefühl durch den Verstand befruchtet werden, bei denen der Geist in gleicher Höhe mit dem Herzen stehen muß, werden zum Guten Anlaß geben, wie die Erstern zum Bösen. — Ihre heilsame Einwirkung wird mild die Gemüther durchdringen, wie die warmen

Strahlen der Sonne die Körper mit einer belebenden Wärme erfüllen, wie der frische Thau einer Mainacht die dürre glühende Erde erquickt.

Marien-Blume personifizirt, wenn man will, diese wohlthuende Einwirkung.

Die Reaction im Guten geht nicht so rasch vorüber wie die im Bösen; ihre Wirkungen dauern länger. Sie ist etwas Salbungsvolles, Unaussprechliches, das die verhärtetsten Herzen allmälig erweicht, beruhigt und ihnen ein Gefühl unnennbarer Wonne giebt.

Leider hört aber auch dieser Zauber auf.

Die Bösen verfallen, nachdem sie die himmlische Klarheit gesehen, von neuem in die Finsterniß des gewöhnlichen Lebens; die Erinnerung an die lieblichen Empfindungen, die sie einen Augenblick überraschten, verlöscht allmälig, wenn sie sich auch bisweilen bemühen an dieselben zurückzudenken, wie wir die Melodie der Lieder wiederzufinden suchen, die unsre glückliche Jugend wiegten.

Die Gefährtinnen der Nachtigall hatten durch die gute That, zu der diese sie veranlaßt, die flüchtige Wonne jener Gefühle kennen gelernt, die auch die Wölfin theilte. Diese sollte aber, aus Gründen, welche wir bald mittheilen werden, minder lange als die andern Gefangenen diesen wohlthätigen Eindruck fühlen.

Wenn man sich wundert, die sonst so passiv und schmerzlich ergebene Nachtigall muthig und mit einer gewissen Autorität handeln zu sehen, so brauchen wir nur daran zu erinnern, daß die edlen Lehren, die sie während ihres Aufenthaltes in Bouqueval erhalten, die seltenen Anlagen und Eigenschaften dieser vortrefflichen Natur reißend schnell entwickelt hatten.

Marien-Blume sah ein, daß es nicht hinreichte, eine unabän-

derliche Vergangenheit zu bereuen, daß man die Achtung der Menschen und seiner selbst nicht anders wieder erlangt, als wenn man Gutes thut und Andre zum Guten lenkt.

— — — — — — — — — — — — —

Die Wölfin saß, wie gesagt, auf der Bank neben der Nachtigall.

Die beiden Mädchen gewährten einen höchst auffallenden Contrast.

Die bleichen Strahlen der Wintersonne beschienen sie; der reine Himmel war hier und da mit kleinen weißen flockigen Wolken gefleckt; einige Vögel, welche die laue Temperatur lockte, zwitscherten auf den unbelaubten Zweigen der großen Kastanienbäume des Hofes; einige Sperlinge, die kecker waren, als die andern, badeten sich in dem kleinen Bache, der von dem vollen Bassin ablief; grünes weiches Moos bekleidete die steinerne Einfassung, und in den lockern Fugen der Steine wuchsen hier und da einige Grasbüschel, welche der Winterfrost verschont hatte.

Diese Beschreibung eines Bassins in einem Gefängnißhofe wird lächerlich erscheinen, aber Marien-Blume bemerkte alle diese Einzelnheiten; sie heftete ihre Blicke auf die kleinen grünen Stellen und das klare Wasser, in welchem sich die flüchtigen weißen Wölkchen spiegelten, in dem die goldenen Sonnenstrahlen blitzten, und sie dachte seufzend an die Herrlichkeit der Natur, die sie so sehr liebte und bewunderte, und von der sie wiederum getrennt war.

„Was wollten Sie mir sagen?“ fragte die Nachtigall ihre Gefährtin, die finster und schweigend neben ihr saß.

„Wir müssen zu einer Erklärung kommen,“ antwortete die Wölfin rauh; „das kann so nicht fortgehen.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Eben jetzt, im Hofe, wegen der Mont-Saint-Jean, hatte ich mir vorgenommen: ich gebe der Nachtigall nicht mehr nach, und doch habe ich Ihnen wieder nachgegeben.“

„Aber —“

„Ich sage, das kann nicht so fortgehen.“

„Was haben Sie gegen mich, Wölfin?“

„Daß ich nicht mehr bin wie ich war, seit Sie hier sind, nein, — ich habe keinen Muth, keine Kraft, keine Keckheit mehr.“

Dann unterbrach sich die Wölfin plötzlich, streifte den Aermel ihres Kleides zurück, zeigte auf den weißen, kräftigen, mit schwarzen Härchen bewachsenen Arm und deutete an der innern Seite desselben auf eine unverlöschliche Tättowirung, welche einen blauen Dolch vorstellte, der zur Hälfte in ein rothes Herz hineingedrückt war. Darunter las man die Worte:

Tod den Feigen!

Martial

F. d. L. (für das Leben).

„Sehen Sie das?“ fragte die Wölfin.

„Ja, — das ist schrecklich, so daß ich mich fürchte,“ antwortete die Nachtigall, indem sie die Augen abwandte.

„Als Martial, mein Geliebter, mit einer rothglühenden Nadel diese Worte auf den Arm schrieb: Tod den Feigen! hielt er mich für muthig. Wenn er wüßte, wie ich mich seit drei Tagen benommen habe, würde er mir sein Messer in den Leib stoßen, wie dieser Dolch da in das Herz gestoßen ist, — und er würde Recht thun, denn es steht geschrieben: Tod den Feigen! Ich bin feig.“

„Was thaten Sie, um feig genannt werden zu können?“

„Alles —"

„Bereuen Sie den guten Gedanken, den Sie eben hatten?"

„Ja."

„Das glaube ich nicht —"

„Ich sage Ihnen, daß ich ihn bereue, denn auch er ist ein Beweis davon, was Sie über Alle vermögen. Haben Sie nicht Mont-Saint-Jean gehört, als sie auf den Knieen lag und Ihnen dankte?"

„Was sagte sie?"

„Sie sagte, indem sie von uns sprach, Sie wendeten uns von dem Bösen zum Guten. Ich hätte sie erwürgen mögen, als sie dies sagte, denn sie hatte — zu unserer Schande — Recht. Ja, in wenigen Minuten verändern Sie uns von Weiß in Schwarz; man hört Sie an, man überläßt sich seinen ersten Gefühlen — und thut, wie immer, was Sie haben wollen."

„Habe ich Sie zu etwas Schlechtem verleitet, als Sie die Arme so edelmüthig unterstützten?"

„Davon handelt es sich nicht," rief die Wölfin zornig aus, — „ich habe noch vor Niemand den Nacken gebeugt. Ich heiße die Wölfin, und mit Recht, — mehr als ein Weib trägt Spuren von mir an sich, auch mehr als ein Mann, — man soll nicht sagen, ein schwächliches Mädchen wie Sie hätte mich unter die Füße gebracht."

„Ich! und wie?"

„Weiß ich denn das selbst? Sie kommen hierher und fangen gleich damit an, mich zu beleidigen —"

„Ich Sie beleidigen?"

„Ja. Sie fragen, wer Ihr Brod haben wolle, und ich antwortete zuerst: ich! Dann antwortete die Mont-Saint-Jean, und

Sie gaben ihr den Vorzug. Wüthend darüber springe ich auf Sie zu mit dem Messer in der Hand —"

„Und ich sage: Tödten Sie mich, wenn Sie wollen, aber lassen Sie mich nicht zu lange leiden," antwortete die Nachtigall; „das war alles."

„Alles? Ja, alles! Und doch rissen mir diese paar Worte das Messer aus der Hand und zwangen mich, Sie um Verzeihung zu bitten, Sie, da Sie mich doch beleidigt hatten. Ist das natürlich? Sehen Sie, wenn ich wieder zu mir komme, schäme ich mich vor mir selbst. Und gleich am ersten Abende nach Ihrer Ankunft hier, als Sie niederknieten, um zu beten, warum sagte ich, statt über Sie zu spotten und den ganzen Schlafsaal gegen Sie zu hetzen: „man muß sie in Ruhe lassen — sie betet, — sie hat ein Recht dazu"? Und warum schämte ich mich mit allen Andern den andern Morgen, vor Ihnen uns anzukleiden?"

„Das weiß ich nicht, Wölfin."

„Wahrhaftig!" fuhr das ungestüme Mädchen ironisch fort: „Sie wissen es nicht? Wahrscheinlich weil Sie, wie wir bisweilen im Scherz gesagt haben, nicht von unserer Art sind. Sie glauben dies vielleicht?"

„Ich habe nie gesagt, daß ich es glaube."

„Nein, Sie haben es nicht gesagt, aber Sie thun gerade so —"

„Ich bitte Sie, hören Sie mich an —"

„Nein, — es hat mich schon zu viel gekostet, Sie angehört, Sie angesehen zu haben. Bis jetzt hatte ich Niemanden beneidet. — Zwei bis dreimal habe ich mich überrascht — wie dumm und feig! — Sie um Ihr Madonnengesicht, Ihr sanftes, trauriges Aussehen zu beneiden. Ja, ich habe Sie selbst um Ihr blon-

des Haar und Ihre blauen Augen beneidet, obgleich die Blondinen mir immer zuwider waren, weil ich selbst braun bin. Ihnen ähnlich sein zu wollen! — ich, die Wölfin! Hätte mir das vor acht Tagen Jemand gesagt, ich würde ihn gezeichnet haben! Und Ihre Lage ist doch nicht beneidenswerth; Sie hängen betrübt den Kopf wie eine Magdalena. Geht das natürlich zu?"

„Wie kann ich von den Eindrücken Rechenschaft geben, die ich auf Sie mache?"

„O, Sie wissen recht gut, was Sie thun!"

„Trauen Sie mir dabei eine schlechte Absicht zu?"

„Weiß ich es denn? Eben weil mir alles das unbegreiflich vorkommt, traue ich Ihnen nicht mehr. Noch etwas, bisher bin ich immer lustig oder zornig gewesen, jetzt bin ich träumerisch, und Sie haben mich dazu gemacht. Manche Worte, die Sie sprachen, haben gegen meinen Willen mein Herz ergriffen, mich genöthigt, an mancherlei traurige Dinge zu denken."

„Es thut mir leid, Sie so betrübt zu haben, Wölfin, aber ich erinnere mich nicht, daß ich etwas gesagt hätte —"

„Mein Gott," unterbrach die Wölfin die Nachtigall mit zorniger Ungeduld, „was Sie thun, ist bisweilen eben so rührend wie das, was Sie sagen. Sie sind so boshaft!

„Ereifern Sie sich nicht so, Wölfin, — sprechen Sie sich deutlicher aus —"

„Gestern in dem Arbeitssaale betrachtete ich Sie; Sie hatten den Kopf gesenkt und sahen nur auf die Arbeit, an der Sie näheten; eine große Thräne fiel auf Ihre Hand — Sie sahen diese Thräne eine Weile an, dann führten Sie die Hand an die Lippe, als wollten Sie die Thräne aufküssen. Ist das wahr?"

„Es ist wahr," sagte die Nachtigall erröthend.

„Das sieht aus, als wäre es nichts, aber in diesem Augenblicke sahen Sie so unglücklich, so unglücklich aus, daß es mir das Herz wie zusammenschnürte. Halten Sie das für spaßhaft? Ich bin immer steinhart gegen alles Rührende gewesen, Niemand kann sich rühmen, mich weinen gesehen zu haben, und jetzt wird mir es weich ums Herz, wenn ich Sie nur ansehe. Das ist feig, — ich bin feig geworden, und ein Beweis davon ist, daß ich seit drei Tagen nicht an Martial zu schreiben gewagt habe, so sehr peinigt mich das Gewissen — Ihre Anwesenheit verdirbt meinen Character, — das muß aufhören, es wird ein schlechtes Ende nehmen, ich fühle es. — Ich will bleiben, wie ich bin, und nicht über mich spotten lassen."

„Warum sollte man über Sie spotten?"

„Weil man mich weichmüthig und dumm sähe, während sonst Alle hier vor mir zitterten. Nein, nein, — ich bin zwanzig Jahre alt und in meiner Art so schön wie Sie; ich bin boshaft, — man fürchtet mich, — das will ich. — Ueber alles andere lache ich. Wehe dem, der das Gegentheil sagt!"

„Sie zürnen mir, Wölfin?"

„Ja, Sie sind für mich eine schlimme, eine gefährliche Bekanntschaft; wenn das noch vierzehn Tage so fort ginge, würde man mich nicht mehr die Wölfin, sondern das Lamm nennen. Dafür danke ich. — Mein Geliebter würde mich umbringen. — Kurz und gut, ich mag nicht mehr mit Ihnen umgehen und werde, um rascher getrennt zu sein, in einen andern Saal versetzt zu werden bitten; schlägt man mir dies ab, so mache ich einen schlechten Streich, damit man mich einsperre, bis meine Zeit abgelaufen. — — Das habe ich Ihnen zu sagen Nachtigall."

Marien-Blume erkannte, daß ihre Gefährtin, deren Herz noch

nicht ganz verdorben war, sich gegen die bessern Regungen gleichsam sträubte. Ohne Zweifel waren dieselben in der Wölfin durch das unwillkührliche Interesse erregt worden, das Marien-Blume ihr einflößte.

Zum Glück für die Menschheit beweisen seltene, aber schlagende Beispiele, daß es auserwählte Seelen giebt, die, fast ohne daß sie es selbst wissen, eine solche Anziehungskraft ausüben, daß sie selbst die Widerstrebendsten zwingen, in ihren Kreis einzutreten und sich zu bestreben, ihnen mehr oder minder ähnlich zu werden.

Die wunderbaren Resultate mancher Missionen und Sendungen lassen sich nicht anders erklären. In einem sehr beschränkten Kreise war dies die Art des Verhältnisses, das zwischen Marien-Blume und der Wölfin bestand; die letztere aber wehrte sich, nach einem seltsamen Widerspruche, oder vielmehr in Folge ihres unduldsamen Charakters, mit aller Kraft gegen den heilsamen Einfluß, der auf sie wirkte, ebenso wie redliche Charactere energisch gegen üble Einwirkungen sich sträuben.

Wenn man bedenkt, daß das Laster oft einen teuflischen Stolz besitzt, so wird man sich nicht wundern, daß die Wölfin Alles aufbietet, um ihren Ruf als unbändiges und gefürchtetes Geschöpf zu bewahren und nicht aus einer Wölfin — ein Lamm zu werden, wie sie sich ausdrückte. Dieses Schwanken, dieser Unwille, dieser Kampf, untermischt mit einigen edlen Regungen, verriethen bei dieser Unglücklichen zu günstige und zu bedeutsame Symptome, als daß Marien-Blume die Hoffnung, die sie einen Augenblick gehegt hatte, sogleich hätte aufgeben können. Sie ahnte, daß die Wölfin nicht ganz verdorben sei, und wünschte sie zu retten, wie sie selbst gerettet worden war.

„Die beste Art, meinem Wohlthäter meine Dankbarkeit zu bezeugen,“ dachte die Nachtigall bei sich, „wird darin bestehen, Andern, die noch darauf hören können, den guten Rath zu wiederholen, den er mir gegeben hat.“

Sie ergriff schüchtern die Hand ihrer Gefährtin, die sie mit finsterm Mißtrauen anblickte, und sagte:

„Ich versichere Sie, Wölfin, daß Sie Antheil an mir nehmen, nicht weil Sie feig sind, sondern weil Sie ein edles Herz besitzen. Nur die muthigen, edeln Herzen fühlen Rührung bei dem Unglücke Anderer.“

„Dabei ist weder Edelsinn noch Muth,“ sprach die Wölfin rauh, „sondern nur Feigheit. — Uebrigens will ich nicht, daß Sie mir sagen, ich sei gerührt worden, — es ist nicht wahr —“

„Ich will es nicht wieder sagen, Wölfin, aber dankbar zu sein, werden Sie mir erlauben, nicht wahr, weil Sie Antheil an mir genommen haben?“

„Meinetwegen. — Noch heute Abend bin ich in einem anderen Saal, oder allein im Kerker, und bald werde ich freigelassen, Gott sei Dank!“

„Wohin werden Sie von hier gehen?“

„In meine Wohnung, Rue Pierre Lescot. Ich habe eine eigene Wohnung und eigene Meubles.“

„Und Martial werden Sie mit Freuden wiedersehen?“ fuhr die Nachtigall fort, welche hoffte, länger mit der Wölfin sprechen zu können, sobald sie einen für diese interessanten Gegenstand erwähne.

„Ach ja! ja!“ antwortete sie in leidenschaftlichem Ton. „Als ich verhaftet wurde, erholte er sich eben von der Krankheit, von einem Fieber, das er gehabt hatte, weil er immer auf dem Wasse-

ist. Siebzehn Tage und siebzehn Nächte habe ich ihn keine Minute verlassen; ich habe die Hälfte meiner Meubles verkauft, um den Arzt, die Arzneien und Alles zu bezahlen. Ich kann mich rühmen, und ich rühme mich auch, wenn er lebt, so verdankt er es mir. — Noch gestern ließ ich eine Kerze für ihn verbrennen, — es sind das Albernheiten, aber es bleibt sich gleich, manchmal hat man doch recht gute Folgen davon gesehen —"

„Und wo ist er jetzt? was treibt er?"

„Er wohnt bei der Brücke zu Asnières, ganz dicht am Wasser."

„Ganz dicht am Wasser?"

„Ja, er hat sich da mit seiner Familie in einem einzelnen Hause niedergelassen. Fortwährend lebt er im Kriege mit den Fischereiwächtern, und wenn er in seinem Boote steht, die Doppelflinte in der Hand hat, möchte ich Niemandem rathen, ihm zu nahe zu kommen," sagte die Wölfin mit Stolz.

„Welches Gewerbe treibt er?"

„Er fischt in der Nacht, und dann, wenn ein feiger Mensch Streit mit einem andern sucht, so nimmt das Martial über sich, denn er ist muthig wie ein Löwe. Sein Vater hat Unglück mit der Justiz gehabt. Er hat eine Mutter, zwei Schwestern und einen Bruder. Freilich wäre es besser für ihn, er hätte diesen Bruder nicht, der ein Taugenichts ist und noch einmal guillotinirt werden wird, wie seine Schwestern auch. Na, — es geht doch nur an ihren Hals!"

„Wo haben Sie Martial kennen gelernt?"

„In Paris. Er wollte das Schlosser-Handwerk erlernen, ein schönes Handwerk! — immer glühendes Eisen — Feuer um sich her —, Gefahr! Das war etwas für ihn, aber er hatte, wie ich,

seinen eigenen Kopf und kam mit den Meistern nicht aus. Da kehrte er wieder zu seinen Aeltern zurück und fing an auf dem Flusse zu stehlen. Er besucht mich in Paris, und ich besuche ihn am Tage in Asnières. Es ist ganz nahe; ich würde auch zu ihm gehen, wenn es weiter wäre, und müßte ich auf Händen und Füßen mich fortschleppen."

„Ach, Sie werden also das Glück haben, Wölfin, auf das Land zu gehen!" sprach die Nachtigall seufzend. — „Gehen Sie auch so gerne wie ich auf dem Felde spazieren?"

„Ich gehe mit meinem Geliebten lieber im Walde, in dem großen Walde spazieren."

„In dem Walde? Und sie fürchten sich nicht?"

„Fürchten! Ja, fürchten! Fürchtet sich denn eine Wölfin? Je öder und dichter der Wald ist, um so mehr liebe ich ihn. Ein einzelnes Häuschen, in dem ich mit Martial wohnte, der Wilddieb wäre, — mit ihm in der Nacht hinauszugehen, um Schlingen für das Wild zu legen, dann, wenn die Wildhüter uns verhaften wollten, aus dem Gebüsche nach ihnen zu schießen, das wäre prächtig!"

„Haben Sie schon in dem Walde gelebt?"

„Niemals."

„Wer hat Sie also auf diese Gedanken gebracht?"

„Martial."

„Wie?"

„Er war Wilddieb in dem Walde von Rambouillet. Vor einem Jahre hieß es, er habe auf einen Wildhüter geschossen, der auf ihn geschossen hatte. Der Lump von Wildhüter! Zwar ist nichts vor Gericht bewiesen worden, Martial mußte aber doch die Gegend verlassen. Da kam er nach Paris, um das Schlosser-

Handwerk zu lernen, und hier machte ich seine Bekanntschaft. Da er sich, wie gesagt, mit den Meistern nicht vertragen konnte, so kehrte er lieber nach Asnières zu seinen Eltern zurück und trieb verbotenen Fischfang. — Aber er sehnte sich immer wieder in den Wald, und er wird früher oder später dahin zurückkehren. Durch sein vieles Reden von der Wilddieberei und von den Wäldern hat er mir diese Gedanken in den Kopf gesetzt, und mir ist es jetzt, als wäre ich dafür geboren. Aber so ist es, nur, was der Geliebte will, das will auch das Mädchen. Wenn Martial ein Dieb wäre, würde ich eine Diebin sein. Wenn man einen Geliebten hat, muß man sein wie er."

„Und wo sind ihre Aeltern, Wölfin?"

„Das weiß ich nicht."

„Haben Sie dieselben lange nicht gesehen?"

„Ich weiß nicht einmal, ob sie leben oder todt sind."

„Sie waren also hart gegen Sie?"

„Weder gut noch schlecht. — Ich war, glaube ich, elf Jahre alt, als meine Mutter mit einem Soldaten davonging; mein Vater, der Tagelöhner war, hielt sich nun eine Geliebte, die mit zwei Knaben zu uns zog. Der eine war sechs, der andere elf Jahre alt wie ich. Sie handelte mit Aepfeln. Im Anfange ging es nicht schlecht, dann aber, wenn sie bei ihrem Aepfelkrame war, kam eine Austernhändlerin zu uns, mit der mein Vater auch gut stand. Das erfuhr die erste, und nun gab es fast alle Tage so entsetzliche Schlägereien, daß wir Kinder fast den Tod davon hatten. Ich schlief mit den beiden Jungen zusammen, denn wir hatten nur ein Stübchen und nur ein Bett für uns drei, das neben dem meines Vaters und seiner Geliebten stand. Eines Tages, es war gerade ihr Namenstag, Magdalenentag, machte sie ihm

Vorwürfe, daß er ihr nicht gratulirt habe. Ein Wort gab das andere, und mein Vater schlug sie endlich mit dem Besenstiele auf den Kopf. Ich dachte, es wäre aus mit ihr. Sie fiel wie ein Stück Blei hin, aber sie hatte ein zähes Leben und einen harten Kopf. Sie blieb meinem Vater nichts schuldig; einmal biß sie ihm so stark in die Hand, daß sie ein Stück Fleisch zwischen den Zähnen behielt. Solche Tage waren gleichsam Festtage; an den Werkeltagen sahen wir nicht soviel von den Schlägereien."

„Behandelte diese Frau Sie schlecht?"

„Die Mutter Magdalena? Nein, im Gegentheil; sie war nur zu lebhaft, sonst eine kreuzbrave Frau. Endlich wurde mein Vater der Sache aber doch überdrüssig; er überließ ihr die wenigen Meubles, die wir hatten, ging fort und kam nicht wieder. Er stammte aus Burgund und ist wahrscheinlich dahin zurückgekehrt. Ich war damals funfzehn oder sechzehn Jahre alt."

„Und Sie blieben bei der ehemaligen Geliebten Ihres Vaters?"

„Wohin hätte ich gehen sollen? Sie wurde mit einem Dachdecker einig, der zu uns zog. Einer der beiden Jungen der Mutter Magdalene, der größte, ertrank bei der Schwaneninsel; der andere kam zu einem Tischler in der Lehre."

„Und was thaten Sie bei dieser Frau?"

„Ich zog ihren Aepfelkarren mit ihr, kochte die Suppe und trug sie zu ihrem Manne. Kam er betrunken nach Hause, was ihm sehr oft passirte, so half ich der Mutter Magdalene ihn prügeln, um Ruhe zu haben, denn wir wohnten noch immer in dem Stübchen. Einmal würde er uns beide erschlagen haben, wenn wir ihm seinen Hammer nicht genommen hätten. Die Mutter

Magdalene erhielt einen Schlag auf die Achsel, und sie blutete davon wie ein Schwein —"

„Und wie wurden Sie — was Sie sind?" fragte Marien-Blume zögernd.

„Der Sohn Magdalenens, der kleine Karl, der später bei der Schwaneninsel ertrank, war bei mir gewesen, fast seit der Zeit, als er mit seiner Mutter zu uns kam und wir noch Kinder waren. — Seine Stelle nahm der Dachdecker ein. Mir war es gleichgültig, aber ich fürchtete, von der Mutter Magdalene aus dem Hause gejagt zu werden, wenn sie etwas merkte. Das geschah denn auch; da sie aber eine gutmüthige Frau war, so sagte sie zu mir: Da es so ist, — Du bist sechzehn Jahre alt, taugst zu nichts, bist zu eigensinnig und starrköpfig, um dienen oder etwas lernen zu können, komm mit mir, ich will Dich bei der Polizei einschreiben lassen. Da du keine Aeltern hast, will ich für Dich sorgen, und Du wirst so wenigstens einen von der Regierung genehmigten Stand haben. Du wirst immer in Freuden leben, ich kann ruhig sein, und Du bist mir nicht mehr zur Last. Was meinst Du dazu?" — Sie mögen wohl Recht haben," antwortete ich; „ich habe daran nicht gedacht." Wir gingen in das Sitten-Bureau; sie empfahl mich in einem Hause, und seitdem bin ich eingeschrieben. Vor einem Jahre ungefähr habe ich die Mutter Magdalene wiedergesehen; ich trank mit meinem Schatze, und wir luden sie ein, uns Gesellschaft zu leisten. Sie erzählte uns, daß ihr Dachdecker auf den Galeeren sei. Seitdem habe ich sie nicht wiedergesehen. Ich weiß nicht, wer letzthin erzählte, sie sei vor drei Monaten in die Morgue gebracht worden. Schade, wenn es wahr ist! Sie war eine brave Frau, die Mutter Magda-

lene. Sie hatte das Herz in der Hand und nicht mehr Galle als eine Taube.“

Marien-Blume hatte, obgleich jung in eine Atmosphäre der Verdorbenheit gestürzt, seitdem eine so reine Luft geathmet, daß sie bei der schrecklichen Erzählung der Wölfin eine ängstliche Beklemmung fühlte.

Wir hatten den traurigen Muth, diese Geschichte nachzuerzählen; aber wir müssen hinzusetzen, daß, so gräßlich sie auch sein mag, sie doch weit, unendlich weit hinter unzähligen wirklichen Vorfällen der Art zurückbleibt.

Ja, die Unwissenheit und die Armuth führen oft die armen Klassen zu dieser entsetzlichen menschlichen und socialen Erniedrigung —

Ja, es giebt eine Menge elender Wohnungen, in denen Kinder und Erwachsene, Mädchen und Knaben, eheliche und uneheliche auf einem Strohsacke schlafen, wie Vieh auf einer Streu, und fortwährend gräuelhafte Vorbilder von Trunkenheit, Gewaltthat, Ausschweifung und Mord vor Augen haben.

Ja, und nur zu oft fügt diesen Greueln die Blutschande einen neuen Greuel hinzu.

Die Reichen können ihre Laster mit Dunkel und Geheimniß umhüllen und die Heiligkeit des häuslichen Heerdes schonen; aber selbst die achtbarsten Handwerker, die fast immer ein Zimmer mit ihrer Familie bewohnen, sind gezwungen, weil es ihnen an Raum und Betten fehlt, ihre Kinder, Brüder und Schwestern bei einander schlafen zu lassen und selbst mit ihrer Frau wenige Schritte davon zu schlafen.

Wenn man schon bei den nachtheiligen Folgen solcher Nothwendigkeit zittert, der fast unvermeidlich die armen, aber rechtschaffenen Handwerker ausgesetzt sind, wie soll es werden, wenn die

Leute durch Unwissenheit und schlechten Lebenswandel sich herabgewürdigt haben?

Welche entsetzliche Beispiele werden sie ihren unglücklichen Kindern geben, die schon von ihrer frühesten Jugend an allen thierischen Neigungen und Leidenschaften überlassen, ja zu denselben angereizt werden? Werden sie nur eine Idee von Pflicht, Rechtschaffenheit und Scham haben? Werden sie den socialen Gesetzen nicht eben so fremd gegenüberstehen wie die Wilden der neuen Welt?

Die armen, schon in der Geburt verdorbenen Geschöpfe, die in den Gefängnissen, in die sie häufig wegen Heimathlosigkeit und liederlichen Herumtreibens kommen, schon durch die grobe und schreckliche bildliche Bezeichnung gebrandmarkt werden: Zuchthaussamen!

Das Bild ist ganz treffend. Diese traurige Vorhersagung geht fast immer in Erfüllung.

Wir wollen keinen Fehltritt entschuldigen, aber man vergleiche nur die freiwillige Herabwürdigung eines Mädchens, das fromm im Schooße einer wohlhabenden Familie erzogen wurde, die ihm nur edle Beispiele gegeben hat, mit jener Entartung der Wölfin, die im Laster, durch und für das Laster aufgezogen wurde, und die man auf die Prostitution — nicht mit Unrecht — als auf einen von der Regierung beschützten Stand aufmerksam macht.

Es ist wahr. Es giebt in Paris ein Bureau, wo dies einregistrirt, bescheinigt wird; ein Bureau, wo oft die Mutter die Prostitution ihrer Tochter, der Mann die seiner Frau genehmigt, und diesen Ort nennt man das Sitten-Bureau!

Muß nicht ein tiefgehender, unheilbarer Organisationsfehler

der Gesellschaft in den Gesetzen liegen, welche den Stand des Mannes und der Frau bestimmen, wenn die Gewalt, die Gewalt, diese ernste und moralische Abstraction, sich genöthigt sieht, diesen Verkauf des Körpers und der Seele, der jeden Tag eine schauerlicher große Zahl erreicht, nicht blos zu dulden, sondern zu regeln, zu legalisiren, zu schützen, um ihn minder gefährlich zu machen!

LXXXXV.

Luftschlösser.

Die Nachtigall kämpfte die Bewegung nieder, welche die traurige Beichte ihrer Gefährtin in ihr geweckt hatte, und sagte schüchtern zu ihr:

„Hören Sie mich an, ohne bös zu werden —"

„Wir wollen sehen —, reden Sie — ich hoffe, genug geschwatzt zu haben, — im Ganzen schadet es doch nicht, da wir doch zum letztenmale mit einander sprechen."

„Sind Sie glücklich, Wölfin?"

„Wie?"

„Finden Sie ein Glück in dem Leben, das Sie führen?"

„Hier in St. Lazarus?"

„Nein — wenn Sie frei sind?"

„Ja, ich bin glücklich —"

„Immer?"

„Immer."

„Sie möchten Ihr Schicksal nicht mit einem andern vertauschen?"

„Mit welchem andern Schicksale? Für mich giebt es kein andres."

„Sagen Sie mir, Wölfin," fuhr Marien-Blume nach einer kurzen Pause fort, „bauen Sie sich nicht bisweilen Luftschlösser? Das unterhält ... im Gefängnisse."

„Warum Luftschlösser?"

„Wegen Martial."

„Meines Geliebten?"

„Ja —"

„Nein, ich habe nie Luftschlösser gebaut."

„So will ich einmal eins bauen — für Sie und Martial —"

„Wozu das?"

„Zum Zeitvertreibe —"

„Nun —, meinetwegen! Lassen Sie Ihr Luftschloß sehen."

„Denken Sie sich z. B., Sie träfen einmal zufällig, wie dies doch bisweilen geschieht, Jemanden, der zu Ihnen sagte: Verlassen von Ihrem Vater und Ihrer Mutter, standen Ihnen in Ihrer Kindheit so schlechte Beispiele vor Augen, daß Sie eben so zu beklagen wie zu tadeln sind, daß Sie ... wurden ..."

„Was wurden?"

„Was Sie und ich, was wir geworden sind," antwortete die Nachtigall mit lieblicher Stimme; dann fuhr sie fort: „Nehmen Sie an, dieser Jemand sagte ferner zu Ihnen: Sie lieben Martial, — er liebt Sie — Geben Sie beide Ihren schlechten Lebenswandel auf, werden Sie seine Frau —"

Die Wölfin zuckte die Achseln.

„Wer weiß, ob er mich zu seiner Frau haben möchte."

„Außer der Wilddieberei hat er nichts Schlechtes begangen, nicht wahr?“

„Nein, — er ist Wilddieb auf dem Wasser, wie er es im Walde war, und er hat Recht. Sind die Fische im Wasser wie das Wild im Walde nicht da für den, welcher sie fängt? Wo tragen sie das Zeichen ihres Eigenthümers an sich?“

„Angenommen, er hätte sein gefährliches Gewerbe als Fischdieb aufgegeben und wollte ein ganz ehrlicher Mann werden; angenommen, er flößte durch seinen guten Vorsatz einem unbekannten Wohlthäter so viel Vertrauen ein, daß er ihm eine Stelle gäbe, z. B. die Stelle eines Jägers, eines Wildhüters, — da er Wilddieb war, würde eine solche Stelle ihm wohl zusagen, — sie ist dasselbe Geschäft, nur im Guten —“

„Ja, wahrhaftig, da könnte man auch immer im Walde leben.“

„— Angenommen, man gäbe ihm die Stelle nur unter der Bedingung, daß er Sie heirathete und mit sich nähme.“

„Ich mit Martial fortgehen!“

„Sie würden sich so glücklich fühlen, sagten Sie, mit einander mitten im Walde zu wohnen; würde Ihnen ein Häuschen, in welchem Sie die thätige und arbeitsame Hausfrau wären, nicht lieber sein als eine schlechte Wilddiebshütte, in welcher Sie sich beide wie Verbrecher versteckt halten müßten?“

„Sie haben mich zum Besten! Ist denn das möglich?“

„Wer weiß? Der Zufall! — Uebrigens ist es eben ein Luftschloß.“

„Ja so.“

„Ich sehe Sie schon eingerichtet in dem Häuschen, mitten

im Walde, mit Ihrem Manne, mit zwei, drei Kindern — Kinder! — welches Glück, nicht wahr?"

„Kinder von meinem Manne?" rief die Wölfin in wilder Leidenschaft, — „ach ja! o die würde ich lieben!"

„Sie würden Ihnen Gesellschaft leisten in Ihrer Einsamkeit, und wenn sie größer geworden, fingen sie an, Ihnen hier und da behülflich zu sein; die kleinsten sammelten dürres Holz, der größere ginge mit einer Kuh oder mit zwei Kühen in den Wald hinein, um sie weiden zu lassen — man gäbe Ihrem Manne diese Kühe, um ihn für seine Thätigkeit zu belohnen, denn da er Wilddieb gewesen, würde er nur ein um so besserer Wildhüter sein."

„Es ist doch wahr, ja — die Luftschlösser unterhalten. — Erzählen Sie noch weiter, Nachtigall!"

„Man wäre sehr zufrieden mit Ihrem Manne, — Sie erhielten von seinem Herrn einige Geschenke — Hühner in den Hof, einen Garten — aber Sie würden auch tüchtig arbeiten müssen, Wölfin — von früh bis Abends."

„O wenn es weiter nichts wäre! Bei meinem Manne würde ich mich vor der Arbeit nicht fürchten, — ich habe gute Arme."

„Beschäftigung für Sie würde sich immer finden, dafür steh' ich. — Es giebt so viel zu schaffen, so viel! Da ist das Vieh zu beschicken, das Essen zu kochen, die Kleidungsstücke der Familie auszubessern. Heute wird gewaschen, morgen Brod gebacken, oder das Haus wird von oben bis unten gescheuert, damit die andern Wildhüter sagen: „Es giebt doch weit und breit keine so gute Wirthin, wie die Frau Martials. Vom Keller bis unter das Dach alles immer spiegelblank, und die Kinder immer reinlich! Aber sie arbeitet auch früh und spät, Madame Martial —"

„Ja, Nachtigall, Madame Martial würde ich heißen," wiederholte die Wölfin mit einem gewissen Stolze. „Madame Martial!"

„Und das klingt gewiß besser als: die Wölfin, nicht wahr?"

„Freilich, der Name meines Mannes würde mir lieber sein als der eines Thieres. — Aber — aber — Wölfin bin ich geboren, Wölfin werde ich sterben!"

„Wer weiß? Wer weiß! Nur sich nicht gescheut vor einem mühseligen, aber ehrlichen Leben, — das bringt Glück! Sie würden sich also vor der Arbeit nicht scheuen?"

„Gewiß nicht. Für meinen Mann und drei oder vier Kinder zu sorgen, sollte mir nicht schwer werden!"

„Es giebt aber auch nicht immer Arbeit, es kommt auch Ruhe. — Im Winter, Abends, wenn die Kinder schlafen — Ihr Mann seine Pfeife raucht, während er seine Gewehre putzt oder seine Hunde streichelt, können Sie ein wenig ausruhen —".

„Ah, gute Zeit! Die Hände in den Schooß legen! Nein, — da will ich doch lieber die Wäsche der Familie ausbessern, wenn wir Abends am Feuer sitzen —, das ist keine Arbeit. — Im Winter sind die Tage so kurz!"

Die Wölfin vergaß bei den Worten der Nachtigall mehr und mehr über ihren Träumen von der Zukunft die Gegenwart, denn sie fühlte sich so lebhaft angezogen, wie früher Marien-Blume, als Rudolph von den Freuden des Landlebens mit ihr gesprochen hatte.

Die Wölfin verheimlichte die Neigungen nicht, welche ihr Geliebter ihr eingeflößt hatte. Marien-Blume erinnerte sich des tiefen heilsamen Eindruckes, den die lachenden, reizenden Schilderun-

gen Rudolphs von dem Landleben auf sie gemacht hatten, und wollte dasselbe Mittel bei der Wölfin versuchen. Mit Recht meinte sie, wenn ihre Gefährtin sich durch die Schilderung eines rauhen, einsamen, armen Lebens schon so sehr bewegen ließe, um ein solches zu wünschen, so verdiente das Mädchen Theilnahme und Mitleiden.

Hocherfreut, daß die Wölfin neugierig zuhörte, fuhr die Nachtigall lächelnd fort:

„Und dann, Madame Martial, erlauben Sie, daß ich Sie so nenne —, es schadet ja nichts.“

„Im Gegentheil, es schmeichelt mir,“ antwortete die Wölfin, indem sie lächelnd die Achseln zuckte. Gleich darauf setzte sie aber hinzu: „Wie dumm! Die Madame zu spielen! Sind wir Kinder! Aber gleichviel, — nur weiter —, es ist hübsch. — Was sagten Sie?“

„Ich meine, Madame Martial, wenn wir von Ihrem Leben im Winter mitten im Walde sprechen, so haben wir die schlechteste Jahreszeit gewählt.“

„Nein, es ist nicht die schlechteste. — So in der Nacht im Walde den Wind pfeifen und bisweilen die Wölfe — in weiter Ferne heulen zu hören, das würde ich nicht langweilig finden, wenn ich nur mit meinem Manne und meinen Kindern am Feuer säße, oder auch allein, ohne meinen Mann, wenn er die Runde machte. — Vor einer Flinte fürchte ich mich nicht — wenn ich meine Kinder zu vertheidigen hätte. — Das sollte man sehen. Die Wölfin würde ihre jungen Wölfe gut hüten.“

„Ich glaube es Ihnen, — Sie sind sehr muthig, — ich aber, ich ziehe den Frühling dem Winter vor. Ach, der Frühling, Madame Martial, der Frühling! wenn die Bäume grün werden

und die schönen Blumen im Walde blühen, die so gut, so gut riechen, daß die Luft voll Wohlgeruch ist! Da würden sich Ihre Kinder lustig in dem neuen Grase herum wälzen und der Wald wäre so buschig, daß man Ihr Haus in dem Grün kaum sehen könnte. — Ich sehe es ordentlich vor mir; vor der Thür hat es eine Laube mit Wein, den Ihr Mann gepflanzt hat und der die Rasenbank beschattet, auf der er in der großen Tageshitze schläft, während Sie ab- und zugehen und den Kindern empfehlen, ja den Vater nicht zu wecken. — Ich weiß nicht, ob Sie das schon bemerkt haben: im höchsten Sommer, Mittags, ist es in dem Wald so still wie in der Nacht. — Kein Blättchen regt sich, und die Vögel singen nicht —"

„Das ist wahr," antwortete fast mechanisch die Wölfin, die mehr und mehr die Wirklichkeit vergaß und fast vor ihren Augen die reizenden Bilder zu erblicken glaubte, die ihr die poetische Phantasie der Nachtigall vorhielt, welche die Schönheiten der Natur so außerordentlich liebte.

Entzückt durch die Aufmerksamkeit, die ihre Gefährtin ihr schenkte, fuhr Marien-Blume fort, indem sie sich selbst dem Zauber der Gedanken hingab, welche sie hervorrief:

„Etwas liebe ich fast eben so sehr wie die Waldesstille: das Rauschen der großen Regentropfen im Sommer, die auf die Blätter fallen; hören Sie das auch gern?"

„Ach ja, ich liebe den Sommerregen auch."

„Nicht wahr? Dann sind die Bäume, das Moos, das Gras wie gebadet, und wie frisch riecht alles! Und wie die Sonne, wenn sie durch die Blätter scheint, alle diese Wassertröpfchen funkeln läßt, die an den Blättern hängen! Haben Sie das auch bemerkt?"

„Ja — aber ich erinnere mich nur daran, weil Sie eben

davon sprechen. — Es ist drollig! Sie erzählen so hübsch, Nachtigall; man glaubt alles zu sehen, vor sich zu sehen, so wie Sie sprechen, und dann, ich weiß nicht, wie ich Ihnen das erklären soll, aber sehen Sie, was Sie sagen, das duftet gleichsam, es erfrischt, wie der Sommerregen, von dem Sie reden."

Die Poesie ist wie das Gute, das Schöne oft ansteckend.

Die Wölfin, diese rohe Natur, sollte die ganze Einwirkung der Marien-Blume empfinden.

Diese fuhr fort:

„Wir lieben den Sommerregen nicht allein — Die Vögel? Wie freuen sie sich, wie schütteln sie die Federn und zwitschern lustig, — aber doch nicht lustiger als Ihre Kinder, Ihre Kinder, die frei, leicht und lustig sind wie sie. Sehen Sie nur, wie gegen Abend die kleinsten durch den Wald dem ältern entgegenlaufen, der die beiden Kühe von der Weide zurücktreibt; sie haben schnell das Klingeln der Glöckchen in der Ferne gehört!"

„Nachtigall, ich sehe das kleinste und keckste da vor mir, das sich von dem ältern auf den Rücken einer Kuh hat heben lassen und da reitet!"

„Und man sollte sagen, das Thier wisse, welche Last es trägt, so vorsichtig geht es. — Aber nun ist die Zeit des Abendessens; Ihr Aeltester hat, während er die Kühe im Walde hütete, ein ganzes Körbchen voll Erdbeeren für Sie gepflückt, die er unter einer Decke wilder Veilchen mitbringt."

„Erdbeeren und Veilchen! Das muß ein Wonnegeruch sein! Aber mein Gott! mein Gott! wo zum Teufel! nehmen Sie nur die Einfälle her, Nachtigall?"

„Aus dem Walde, wo die Erdbeeren wachsen und die Veilchen blühen, — man braucht nur hinzusehen und sie aufzuheben,

Madame Martial. — Aber wir wollen von der Wirthschaft reden. — Es ist Abend, — Sie müssen Ihre Kühe melken, das Abendessen unter der Weinlaube vor der Thür bereit stellen, denn Sie hören die Hunde Ihres Mannes bellen und bald auch die Stimme ihres Herrn, der, so müde er auch ist, singend heimkehrt . . Und warum sollte er auch nicht singen wollen, da er an einem schönen Sommerabende mit zufriedenem Herzen dem Hause zuschreitet, wo ihn eine gute Frau nnd liebe schöne Kinder erwarten? Nicht wahr, Madame Martial?"

„Es ist wahr, man muß da singen" antwortete die Wölfin, die immer nachdenkender wurde.

„Wenn man nicht etwa vor Rührung weint," fuhr Marien-Blume, selbst bewegt, fort. „Solche Thränen sind aber so süß wie Liebe. Und dann, wenn es ganz dunkel geworden ist, welches Glück, in der Laube sitzen zu bleiben, den schönen Abend zu genießen, den Duft des Waldes zu athmen, die Kinder plaudern zu hören und die Sterne anzublicken! Dann wird einem das Herz so voll, so voll, daß es in Gebete überströmen muß. Und warum dem nicht danken, welcher die Abendkühle, den Waldesduft, den Sternenschimmer giebt? Nach diesem Danke oder diesem Gebete schläft man sanft und friedlich bis an den andern Morgen und dankt dann wieder dem Schöpfer, denn dieses arme, arbeitsame, aber ruhige und redliche Leben bleibt sich alle Tage gleich."

„Alle Tage!" wiederholte die Wölfin, den Kopf auf die Brust gesenkt, mit stierem Blick und gepreßter Brust; „es ist wahr, der liebe Gott ist so gut, giebt uns was wir brauchen und macht, daß wir bei Wenigem glücklich sind."

„Nun sagen Sie mir," fuhr Marien-Blume sanft fort, „sagen Sie mir, verdiente der nicht gesegnet zu werden, der Ihnen

dieses friedliche und arbeitsame Leben gäbe für das elende Leben, das Sie im Schmutze der Straßen von Paris führen?"

Das Wort „Paris" brachte die Gedanken der Wölfin sogleich wieder zu der Wirklichkeit zurück.

Es ging in dem Gemüthe dieses Mädchens eine seltsame Erscheinung vor.

Diese Erzählung, eine einfache Schilderung eines gewöhnlichen beschwerlichen Lebens, die natürliche Erzählung, abwechselnd durch das milde Licht des häuslichen Heerdes erhellt, durch einige warme Sonnenstrahlen überglüht, durch den Wind des Waldes erfrischt, von dem Wohlgeruche wilder Blumen durchduftet, hatte auf die Wölfin einen tiefern, einen ergreifendern Eindruck gemacht, als es die Ermahnungen einer überschwenglichen Moral vermocht haben würden.

Je länger Marien-Blume sprach, um so mehr wünschte die Wölfin unermüdliche Hausfrau, muthige Gattin, fromme und ergebene Mutter zu sein.

War es nicht ein schöner Triumph für Marien-Blume so, und wäre es auch nur für einen Augenblick gewesen, einem leidenschaftlichen, unmoralischen, erniedrigten Weibe die Liebe für die Familie, die Achtung vor der Pflicht, den Geschmack an der Arbeit, die Dankbarkeit gegen den Schöpfer einzuflößen, und zwar nur dadurch, daß sie ihr versprach, was Gott Allen giebt, die Sonne des Himmels und den Schatten des Waldes, das, was der Mensch dem schuldig ist, welcher arbeitet, ein Obdach und Brod?"

Würde der strengste Moralist, der donnerndste Prediger mehr erlangt haben, welche ihr mit jeder menschlichen Rache und mit allen Blitzen des Himmels gedroht hätten?"

Der schmerzliche Zorn, den die Wölfin empfand, als sie sich

wieder ganz in der Wirklichkeit fand, nachdem sie sich durch die neuen heilsamen Träumereien hatte bezäubern lassen, in die sie zum erstenmale durch die Worte der Nachtigall versenkt worden war, bewies den Einfluß der Worte derselben.

Je bitterer die Reue war, als sie von diesem tröstenden Bilde auf ihre schreckliche Lage zurückblickte, um so deutlicher und größer war der Triumph der Nachtigall.

Nach einer kurzen Pause des Nachdenkens richtete sie rasch den Kopf empor, strich mit der Hand über die Stirn, stand drohend und zornig auf und sagte:

„Siehst Du —, siehst Du, daß ich Recht hatte, als ich Dir nicht traute und nicht auf Dich hören wollte, weil es schlecht für mich ausfallen würde? Warum hast Du so mit mir geredet? Um mich zum Narren zu haben? Um mich zu peinigen? Und blos, weil ich so dumm war und sagte, ich möchte gern mit meinem Geliebten im Walde leben. — Aber wer bist denn Du? Warum mich so umzuwandeln? Du weißt nicht, was Du gethan hast, Unglückliche! Jetzt werde ich alle Tage unwillkührlich an jenen Wald, an jenes Haus, an jene Kinder, an das Glück denken, das ich nie, nie erlangen werde. Und wenn ich nicht vergessen kann, was Du mir gesagt hast, dann wird mein Leben eine Strafe, eine Hölle für mich sein. Und das ist Deine Schuld, ja — Deine Schuld!"

„Desto besser! desto besser!" sprach Marien-Blume.

„Du sagst: desto besser?" wiederholte die Wölfin mit zornfunkelnden Augen.

„Ja, desto besser; denn wenn dein elendes Leben Dir nun als eine Hölle erscheint, wirst Du das vorziehen, von dem ich gesprochen habe."

„Und warum es vorziehen, da es doch nicht für mich ist? Warum es bereuen, ein Freudenmädchen zu sein, da ich doch als solche sterben muß?“ rief die Wölfin aus, deren Unwille höher und höher stieg, und indem sie die kleine Hand der Nachtigall in ihre starke Faust nahm. „Antworte! Antworte! Warum bist Du hierher gekommen, um Wünsche in mir zu erregen, die nie in Erfüllung gehen können?“

„Wenn Sie ein ehrliches und arbeitsames Leben wünschen, machen Sie sich eines solchen Lebens, wie ich es beschrieben habe, würdig,“ entgegnete Marien-Blume, die ihre Hand nicht zurückzuziehen suchte.

„Nun — und wenn ich eines solchen Lebens würdig bin? Was beweist das? Wozu dient, was nützt mir das?“

„Es wird das, was Sie für einen Traum halten, zur Wirklichkeit machen helfen,“ sagte Marien-Blume in so ernstem, so überzeugungsvollem Tone, daß die Wölfin, von Neuem überwunden, die Hand der Nachtigall losließ und staunend dastand.

„Hören Sie mich an, Wölfin,“ fuhr Marien-Blume voll Mitleid fort, „halten Sie mich nicht für so schlecht, daß ich diese Gedanken, diese Hoffnungen in Ihnen erwecken könnte, wenn ich nicht die Gewißheit hätte, Ihnen die Mittel gewähren zu können, aus Ihrer jetzigen Lage herauszukommen, über die Sie nun erröthen.“

„Sie? Wie vermöchten Sie das?“

„Ich — nicht, aber Jemand, der gütig, groß und mächtig ist wie Gott.“

„Mächtig wie Gott?“

„Hören Sie mich an, Wölfin. Vor drei Monaten, als ich wie Sie ein armes, verlorenes, verlassenes Geschöpf war, kam eines Tages der, von welchem ich mit Thränen des Dankes spreche,“

— und Marien-Blume trocknete ihre Thränen ab — „zu mir, und er scheute sich nicht, so tief gesunken, so verachtet ich auch war, tröstende Worte zu mir zu sagen, die ersten, welche ich gehört habe. Ich hatte ihm meine Leiden, meine Noth, meine Schande erzählt, ohne ihm etwas zu verschweigen, so wie Sie, Wölfin, mir eben Ihr Leben erzählt haben. Nachdem er mich gütig angehört hatte, tadelte er mich nicht, sondern beklagte mich; er warf mir meine Lage nicht vor, sondern pries mir das ruhige und unschuldige Leben, das man auf dem Lande führe."

„Wie Sie eben —"

„Da erschien mir meine Verworfenheit um so gräßlicher, je schöner mir die Zukunft vorkam, die er mir zeigte."

„Wie mir, ach Gott!"

„Ja, und ich sagte wie Sie: was nützt es, mir dieses Paradies zu zeigen, da ich doch in der Hölle bleiben muß? Aber ich that Unrecht, als ich verzweifelte, denn der, von welchem ich spreche, ist wie der liebe Gott höchst gerecht, außerordentlich gütig und nicht im Stande, einem armen Geschöpfe, das von Niemandem Mitleiden, Glück und Hoffnung verlangte, eine falsche Hoffnung vorzuspiegeln."

„Und was that er für Sie?"

„Er behandelte mich wie ein krankes Kind; ich hatte wie Sie in einer verdorbenen Luft gelebt, und er ließ mich eine gesunde, belebende Luft athmen; ich lebte auch unter häßlichen, verbrecherischen Menschen, er vertraute mich Menschen an, die ihm glichen, die meine Seele gereinigt, meinen Geist erhoben haben, denn er giebt, wie der liebe Gott, allen denen, die ihn lieben und achten, einen Funken seines himmlischen Verstandes. Ja, wenn meine Worte Sie rühren, Wölfin, wenn Sie bei meinen Thränen weinen

so spricht sein Geist, sein Gedanke aus mir, und wenn ich von einer glücklichern Zukunft spreche, die Sie durch die Reue erlangen könnten, so thue ich es, weil ich Ihnen in seinem Namen diese Zukunft versprechen kann, ob er gleich in diesem Augenblicke die Verpflichtung nicht kennt, welche ich übernehme. Ich sage zu Ihnen: „hoffen Sie", denn er erhört immer die Stimme derer, welche besser werden wollen, weil Gott ihn auf die Erde gesandt hat, damit die Menschen an die Vorsehung glauben lernen —"

Das Gesicht der Marien-Blume sah, während sie so sprach, strahlend aus wie das einer begeisterten Seherin; ihre bleichen Wangen färbten sich einen Augenblick mit leichter Röthe, ihre schönen blauen Augen funkelten mit mildem Glanze; sie strahlte in einer so edeln, so rührenden Schönheit, daß die Wölfin, auf welche dieses Gespräch schon einen tiefen Eindruck gemacht hatte, ihre Gefährtin mit ehrerbietiger Bewunderung betrachtete und ausrief:

„Mein Gott! — wo bin ich? Träume ich? Ich habe niemals etwas der Art gehört oder gesehen? Es ist nicht möglich! — Wer sind Sie denn? Ach, ich sagte es immer, daß Sie ganz anders wären als wir. Und warum sind Sie hier — gefangen mit uns, da Sie doch so gut sprechen, da Sie alles vermögen und so mächtige Menschen kennen? Sind Sie da, um uns in Versuchung zu führen?! Sind Sie für das Gute, was der Teufel für das Böse ist?"

Marien-Blume wollte antworten, als Madame Armand sie unterbrach, um sie zu der Frau von Harville zu führen.

Die Wölfin saß unbeweglich vor Staunen da, und die Aufseherin sagte zu ihr:

„Ich bemerke mit Vergnügen, daß die Anwesenheit der Nach-

tigall in dem Gefängnisse Ihnen und den Andern Glück gebracht hat. Ich weiß, daß Ihr für die arme Mont-Saint-Jean zusammengelegt habt; das ist brav, das ist mildthätig, Wölfin. — Es soll Ihnen dies zu gut kommen. — Ich wußte wohl, daß Sie besser waren, als Sie scheinen wollten. Zum Lohne für Ihre gute That glaube ich Ihnen versprechen zu können, daß Ihnen die noch übrige Gefängnißzeit bedeutend gekürzt werden wird —"

Madame Armand entfernte sich darauf mit Marien-Blume.

— — — — — — — — — — — —

Man wird sich über die fast beredte Sprache der Nachtigall nicht wundern, wenn man bedenkt, daß dieses von der Natur so außerordentlich begabte Mädchen in Folge der Erziehung und des Unterrichts, den sie in Bouqueval erhalten, sich schnell entwikkelt hatte.

Dann kam ihr die eigene Erfahrung sehr zu Statten.

Die Gefühle, die sie in dem Herzen der Wölfin geweckt, waren früher in ihr selbst durch Rudolph erregt worden unter fast ähnlichen Umständen.

Da sie einige gute natürliche Empfindungen bei ihrer Gefährtin zu bemerken glaubte, so bemühte sie sich, dieselbe auf den rechten Weg zu führen, indem sie ihr (nach der Theorie, die Rudolph in Bouqueval anwenden ließ) bewies, daß es in ihrem eigenen Interesse liege, rechtschaffen zu werden, und ihr dafür eine lachende und lockende Zukunft andeutete.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir bemerken, daß man unserer Ansicht nach ein unvollständiges, unpassendes und unwirksames Mittel anwendet, um die Armen und Unwissenden dahin zu bringen, das Böse zu verabscheuen und das Gute zu lieben.

Um sie von dem schlechten Wege abzubringen, droht man ih-

nen fortwährend mit der göttlichen und menschlichen Strafe, macht man fortwährend ein schauerliches Geräusch vor ihnen mit Gefängnißschlüsseln, Halseisen und Kerkerketten und zeigt ihnen in erschrecklichem Halbdunkel, am äußersten Horizonte des Verbrechens, das Schwert des Henkers, das im Glanze ewiger und unverlöschlicher Flammen blitzt.

Man sieht, die Einschüchterung ist unaufhörlich, fürchterlich, entsetzlich.

Wer Uebles thut, für den gehört Ehrlosigkeit, Strafe.

Das ist vollkommen gerecht; aber reicht die Gesellschaft dem, welcher gut handelt, ehrenvolle Gaben, ruhmvolle Auszeichnungen?

Nein.

Ermuthigt die Gesellschaft durch wohlwollende Vergeltung die ungeheure Masse von Menschen, die für immer an die Arbeit, an Entbehrungen, fast immer an die tiefste Armuth gekettet sind, zur Geduld, zur Ordnung, zur Rechtschaffenheit?

Nein.

Seltsames, schauerliches Symbol! Man stellt die Gerechtigkeit blind dar, in der einen Hand mit dem Schwerte zum Strafen, in der andern mit der Wage, in welcher die Anklage und die Vertheidigung abgewogen werden.

Das ist nicht das Bild der Gerechtigkeit, sondern das Bild des Gesetzes oder vielmehr des Menschen, der nach seinem Gewissen verurtheilt oder freispricht.

Die Gerechtigkeit sollte in der einen Hand ein Schwert, in der andern eine Krone halten, das erstere, um die Bösen zu strafen, die zweite, um die Guten zu belohnen.

Das Volk würde dann sehen, daß es, wie das Böse eine schreckliche Strafe findet, für das Gute glänzende Triumphe giebt,

während es jetzt nach seinem natürlichen, unverbildeten, gesunden Verstande vergeblich einen Gegensatz zu den Gerichtshöfen, den Gefängnissen, den Zuchthäusern und den Schaffotten sucht.

Das Volk sieht recht wohl eine Strafjustiz, gehandhabt von festen, redlichen, aufgeklärten Männern, die sich immer bestreben, die Verbrecher ausfindig zu machen und zu strafen, aber es sieht keine Lohnjustiz *), die von festen, redlichen, aufgeklärten Männern gehandhabt würde, welche sich unabläßig bemühen, brave, redliche Menschen ausfindig zu machen und zu belohnen.

Alles spricht zu ihm: Zittere!

Nichts sagt: Hoffe!

Alles droht, nichts tröstet.

Der Staat wendet jährlich viele Millionen zur unfruchtbaren Bestrafung der Verbrechen auf. Mit dieser ungeheuern Summe unterhält er Gefangenwärter, Gefängnißaufseher, Zuchthausknechte, Schaffotte und Henker.

---

*) Einige Tage nachdem wir diese Zeilen niedergeschrieben hatten, lasen wir wieder einmal „Die Denkwürdigkeiten von St. Helena", jenes unsterbliche Buch, das wir für eine großartige Abhandlung über praktische Philosophie halten, und fanden darin eine Stelle, die uns bis dahin entgangen war:

„Einer meiner Träume (der Kaiser spricht), nachdem die großen Kriegsereignisse beendigt und wir uns wieder dem Innern zugewendet, würde der gewesen sein, ein Dutzend wahrhaft gute Menschenfreunde, jene rechtlichen Leute aufzufinden, die nur für das Gute leben; ich hätte sie in dem Reiche vertheilt, das sie insgeheim hätten durchreisen müssen, um an mich selbst zu berichten; sie würden die Spione der Tugend gewesen sein. Meine Hauptbeschäftigung, sobald ich völlig zur Ruhe gekommen, würde darin bestanden haben, durch meine Macht gründlich den Zustand der ganzen Gesellschaft zu verbessern ꝛc." (Memorial, V. pag. 109. Ausgabe von 1824.)

Es ist dies nothwendig, ich gebe es zu; aber wie viel wendet der Staat auf die so heilsame, so fruchtbringende Belohnung der Guten?

Nichts.

Noch nicht genug.

Wie viele Handwerker von untadeliger Rechtschaffenheit würden, wie wir zeigen werden, wenn wir im Verlaufe dieser Erzählung zu den Männergefängnissen gelangen, ihre höchsten Wünsche befriedigt sehen, wenn sie die Gewißheit hätten, die materielle Lage der Gefangenen zu erhalten, immer einer guten Kost, eines guten Bettes und einer guten Wohnung sicher zu sein!

Und haben sie nicht das Recht, im Namen ihrer Würde als schwergeprüfte ehrliche Leute, wenigstens dieselbe Behaglichkeit zu verlangen wie die Verbrecher, nachdem sie, wie der Steinschneider Morel, zwanzig Jahre lang arbeitsam, rechtschaffen und in geduldiger Ergebung unter Versuchungen aller Art und in Armuth gelebt haben?

Haben sie sich um die Gesellschaft nicht so wohl verdient gemacht, daß man sich die Mühe geben sollte, sie aufzusuchen und sie, wenn auch nicht zu belohnen, so doch wenigstens auf dem mühseligen und beschwerlichen Wege aufrecht zu erhalten, den sie muthig wandeln?

Verbirgt sich der ausgezeichnet rechtliche Mann, wie bescheiden er auch sein möge, mehr als der Dieb und Mörder? Und werden diese durch die Strafjustiz nicht immer entdeckt?

Ach, es ist dies ein Utopien, aber es hat etwas Tröstendes.

Man denke sich eine Gesellschaft, die so eingerichtet wäre, daß sie Assisen für die Tugend hätte, wie sie Assisen für das Verbrechen hat, und ein öffentliches Ministerium, welches die guten

Thaten ermittelte und sie dem Danke Aller bezeichnete, wie man jetzt die Verbrechen der Strafe des Gesetzes bezeichnet.

Hier zwei Beispiele, eine zwiefache Justiz. Man sage, welche fruchtbringender an guten Lehren, an Folgen, an positiven Resultaten ist.

Ein Mann hat einen andern erschlagen, um ihn zu bestehlen; mit Tagesanbruch baut man im Stillen die Guillotine in einem öden Winkel von Paris auf und schlägt dem Mörder den Kopf ab in Gegenwart der Hefe des Volks, das über den Richter, über den armen Sünder und über den Henker lacht.

Das ist das letzte Wort der Gesellschaft.

Wir haben da das größte Verbrechen, welches gegen sie begangen werden kann, die größte Strafe, die schrecklichste, die heilsamste Lehre, die man dem Volke geben kann, — die einzige, denn nichts hält diesem bluttriefenden Gerüste die Wage, die Gesellschaft hat diesem grauenhaften Schauspiele kein erfreuliches, wohlthuendes entgegen zu stellen.

Würde es nicht anders sein, wenn das Volk fast jeden Tag vor seinen Augen irgend eine hohe Tugend durch den Staat laut anerkannt und materiell belohnt sähe?

Würde es nicht unaufhörlich zum Guten ermuthigt werden, wenn es oft ein erhabenes, imposantes, verehrtes Tribunal vor den Augen einer großen Menge einen armen rechtschaffenen Handwerker berufen hörte, dessen langes rechtschaffenes Leben erzählt würde und zu dem man sagte:

„Sie haben zwanzig Jahre lang mehr als ein anderer gearbeitet, gelitten und muthig gegen das Unglück gekämpft; Ihre „Familie ist von Ihnen in den Grundsätzen der Ehre und Moral „erzogen worden, Ihre seltenen Tugenden haben Sie ausgezeich=

„net, darum sollen Sie öffentlich gerühmt und belohnt werden. „Die aufmerksame, gerechte und allmächtige Gesellschaft vergißt „weder das Gute noch das Böse. Sie vergilt jedem nach seinen „Werken. — Der Staat erkennt Ihnen einen Jahrgehalt zu, der „zur Bestreitung Ihrer Bedürfnisse hinreichen wird. Sie werden, „umgeben von der allgemeinen Achtung, ein Leben, das Allen zur „Lehre dienen muß, in Ruhe und frei von Sorgen beschließen. „So werden stets diejenigen erhöhet, die, gleich Ihnen, viele Jahre „lang unerschütterlich im Guten ausharrten. — Ihr Beispiel wird „Viele zur Nacheiferung anfeuern, und die Hoffnung die schwere „Last erleichtern, die ihnen das Schicksal während einer langen „Laufbahn auferlegt. Angetrieben durch eine heilsame Nacheife„rung, werden sie muthig ausharren in der Erfüllung selbst der „schwersten Pflichten, um einst unter Allen ausgezeichnet und be„lohnt zu werden gleich Ihnen. —"

Wir fragen, welches der beiden Schauspiele, das des hingerichteten Mörders oder das des belohnten Tugendhelden, würde den heilsamsten, den fruchtbringendsten Eindruck auf das Volk machen?

Ohne Zweifel werden sich einige zartfühlende Gemüther schon durch den Gedanken an diese unedeln materiellen Belohnungen verletzt fühlen, die man dem Aetherischesten in der Welt, der Tugend, zuerkennen wollte; sie werden Gründe mancherlei Art, die mehr oder minder philosophisch, platonisch, theologisch sind, hauptsächlich aber ökonomische gegen eine solche Einrichtung auffindig machen, z. B.

„Das Gute trägt den Lohn in sich —

„Die Tugend ist etwas, dessen Werth man nicht tariren kann —

„Die Zufriedenheit des Gewissens ist der edelste Lohn" und endlich jenen siegreichen Einwurf, gegen den sich nichts sagen läßt: „Die ewige Seligkeit, welche die Gerechten in der andern Welt erwartet, muß vollkommen zur Ermunterung für das Gute hinreichen."

Wir haben dagegen nichts zu sagen, als daß die Gesellschaft bei der Einschüchterung und Bestrafung der Schuldigen sich nicht blos auf das Strafgericht Gottes zu verlassen scheint, das dieselben doch gewiß in dem andern Leben erreichen wird.

Die Gesellschaft greift dem jüngsten Gerichte durch menschliche Gerichtssprüche vor.

Sie begnügt sich, bis die Zeit der Erzengel mit den schmetternden Posaunen und den flammenden Schwertern kommt, bescheiden mit — Gensd'armen.

Wir wiederholen es:

Man reducirt die anticipirten Wirkungen des göttlichen Zornes auf menschliche, greifbare, sichtbare Verhältnisse, um die Bösen zu schrecken; warum will man nicht auch in Bezug auf die göttliche Belohnung der Guten in ähnlicher Weise verfahren?

Doch — vergessen wir dieses absurde, thörichte Utopien, das in der Wirklichkeit nicht bestehen kann, wie man sagt. Die Gesellschaft ist gut so wie sie ist!! Man frage nur die, welche mit unsichern Beinen, mit gläsernen Augen, unter lautem Gelächter von einem lustigen Gelage kommen.

LXXXXVI.

Die Beschützerin.

Die Aufseherin erschien bald mit der Nachtigall in dem kleinen Saale, in welchem sich die Marquise von Harville befand. Das bleiche Gesicht des jungen Mädchens hatte sich durch das lebhafte Gespräch mit der Wölfin leicht geröthet.

„Die Frau Marquise", sagte Madame Armand zu Marien-Blume, „wünscht in Folge des guten Zeugnisses, das ich Ihnen gegeben habe, Sie zu sehen, und wird vielleicht die Gewogenheit haben, Sie vor Ablauf Ihrer Strafzeit aus dem Gefängnisse zu bringen."

„Ich danke Ihnen, Madame," antwortete Marien-Blume schüchtern der Aufseherin, die sie mit der Marquise allein ließ.

Clemence mußte bei dem Anblicke der Gesichtszüge ihres Schützlings und der graziösen, bescheidenen Haltung derselben unwillkührlich daran denken, daß die Nachtigall im Schlafe den Namen Rudolph ausgesprochen hatte, und daß die Aufseherin glaubte, die arme Gefangene hege eine stille leidenschaftliche Liebe.

Ob sie gleich vollkommen überzeugt war, daß von dem Großherzoge Rudolph die Rede nicht sein könnte, so erkannte Clemence

doch an, daß die Nachtigall ihrer Schönheit nach wohl der Liebe eines Fürsten würdig sei.

Marien=Blume fühlte sich ihrerseits nach dem ersten Blicke auf ihre Beschützerin, deren Gesicht, wie wir bereits erwähnt haben, die rührendste Herzensgüte ausdrückte, unwiderstehlich zu derselben hingezogen.

„Mein Kind," sagte Clemence zu ihr, „Madame Armand rühmt allerdings Deinen sanften Charakter und Dein untadelhaftes Betragen, aber sie beklagt sich darüber, daß Du ihr so wenig Vertrauen schenkst."

Marien=Blume ließ das Köpfchen sinken und antwortete nicht.

„Der Anzug eines Bauernmädchens, den Du trugst, als Du verhaftet wurdest, und Dein hartnäckiges Schweigen über den Ort, wo Du Dich aufhieltest, bevor Du hieher kamst, beweisen, daß Du gewisse Umstände verschweigst —"

„Madame —"

„Ich habe keinen gerechten Anspruch auf Dein Vertrauen, armes Kind, und möchte Dir keine zudringliche Frage vorlegen, aber man versichert mich, daß man mir mein Gesuch bewilligen würde, wenn ich mich für Deine Freilassung verwendete. Ehe ich dies thue, möchte ich mit Dir über Deine Pläne und Hülfsmittel für die Zukunft sprechen. — Was würdest Du beginnen, wenn Du frei gelassen wärest? Bist Du, wie ich nicht zweifle, entschlossen, auf dem guten Wege fortzuwandeln, den Du betreten hast, so schenke mir volles Vertrauen, und ich werde Dich in den Stand setzen, Deinen Unterhalt auf ehrenvolle Weise zu verdienen —"

Die Theilnahme der Frau von Harville rührte die Nachtigall bis zu Thränen.

Nach einigem Zögern antwortete sie:

„Sie zeigen sich so wohlwollend, so edelmüthig gegen mich, daß ich vielleicht das Schweigen über die Vergangenheit brechen muß, welches mir — ein Eid zur Pflicht machte."

„Ein Eid?"

„Ja, ich habe geschworen, gegen die Justiz und die bei diesem Gefängniß angestellten Personen zu verschweigen, durch welche Ereignisse ich hieher gekommen bin; — wenn Sie mir aber ein Versprechen geben wollen —"

„Welches?"

„Mein Geheimniß zu bewahren, so könnte ich vielleicht durch Ihre Vermittelung, ohne gegen meinen Schwur zu handeln, achtbare Personen beruhigen, die ohne Zweifel meinetwegen sehr besorgt sind."

„Rechne auf meine Verschwiegenheit; ich werde nur sagen, was Du mir zu sagen gestattest —"

„O, ich danke Ihnen, Madame! Ich fürchtete so sehr, mein Schweigen könnte meinem Wohlthäter als Undankbarkeit erscheinen."

Der sanfte liebliche Ton der Stimme und die fast gewählte Sprache der Nachtigall versetzten die Frau von Harville von Neuem in Staunen.

„Ich verheimliche Dir nicht", sagte sie zu ihr, „daß Deine Haltung, Deine Worte, alles mich im höchsten Grade in Erstaunen setzt. Wie konntest Du bei Deiner, wie es scheint, ausgezeichneten Erziehung —"

„So tief fallen, nicht wahr?" unterbrach die Nachtigall die Marquise bitter. Leider habe ich diese Bildung erst kürzlich erhalten. Ich verdanke diese Wohlthat einem edeln Beschützer, der sich meiner erbarmte, wie Sie, ohne mich zu kennen, sogar ohne die

günstigen Zeugnisse zu haben, die man Ihnen über mich gegeben hat —"

„Und wer, was ist dieser Beschützer?"

„Das weiß ich nicht."

„Du weißt es nicht?"

„Er giebt sich, wie man sagt, nur durch seine unerschöpfliche Güte zu erkennen; ich kam, Gott sei Dank, ihm in den Weg —"

„Wo trafst Du ihn?"

„In der Cité", sprach die Nachtigall mit niedergeschlagenen Augen, „wollte mich einst in der Nacht ein Mann schlagen, und dieser unbekannte Wohlthäter vertheidigte mich muthig. So lernte ich ihn kennen."

„Er war ein Mann aus — dem Volke?"

„Als ich ihn das erstemal sah, war er so gekleidet, auch sprach er so, aber später —"

„Später?"

„Die Art, wie er mit mir sprach, die tiefe Ehrfurcht, mit der ihn diejenigen behandelten, welchen er mich anvertraute, alles beweist mir, daß er sich nur so gekleidet hatte wie die Leute, welche sich in der Cité aufhalten —"

„Aber zu welchem Zwecke?"

„Ich weiß es nicht."

„Kennst Du den Namen dieses geheimnißvollen Beschützers?"

„Ja, Madame", antwortete die Nachtigall mit Begeisterung, „Gott sei Dank, ich kann unablässig diesen Namen segnen und anbeten. Mein Retter heißt Herr Rudolph —"

Clemence wurde purpurroth.

„Hat er keinen andern Namen?" fragte sie die Nachtigall schnell.

„Ich weiß es nicht. In der Meierei, in die er mich gebracht hatte, kannte man ihn nur unter dem Namen: Herr Rudolph."

„Sein Alter?"

„Er ist noch jung —"

„Und schön?"

„Ach ja, schön, edel, wie sein Herz —"

Der leidenschaftliche Ton der Dankbarkeit, in welchem Marien-Blume diese Worte sprach, machte einen schmerzlichen Eindruck auf die Frau von Harville.

Eine unabweisliche, unerklärliche Ahnung sagte ihr, dieser Rudolph sei der Fürst.

Die Bemerkungen der Aufseherin waren richtig, dachte Clemence. — Die Nachtigall liebt Rudolph; sein Name war es, den sie im Traume aussprach.

„Unter welchen seltsamen Umständen waren der Fürst und diese Unglückliche zusammengetroffen?"

„Warum war Rudolph verkleidet in die Cité gegangen?"

Die Marquise vermochte diese Fragen nicht zu beantworten. Sie erinnerte sich nur dessen, was ihr Sarah sonst böswillig von den angeblichen Seltsamkeiten und ungewöhnlichen Liebeshändeln Rudolphs erzählt hatte. War es nicht merkwürdig, daß er dieses Mädchen von seltener Schönheit und ungewöhnlichem Verstande aus dem Schmutze herausgerissen hatte?

Clemence besaß edle Eigenschaften, aber sie war ein Weib und liebte Rudolph leidenschaftlich, ob sie gleich entschlossen war, dieses Geheimniß tief im Herzen zu begraben.

Ohne zu bedenken, daß hier wahrscheinlich nur eine der edelmüthigen Handlungen vorlag, welche der Fürst im Stillen zu ver-

richten pflegte; ohne zu bedenken, daß sie vielleicht ein Gefühl begeisterter Dankbarkeit mit der Liebe verwechselte; ohne zu bedenken, daß dieses Gefühl, auch wenn es noch inniger gewesen, Rudolph unbekannt sein konnte, konnte die Marquise nicht umhin, im ersten Augenblicke die Nachtigall als Nebenbuhlerin anzusehen

Ihr Stolz empörte sich, als sie anerkennen mußte, daß sie erröthet sei, daß sie Schmerz empfinde über eine so gemeine Nebenbuhlerschaft.

Sie fuhr deshalb in hartem Tone fort, der grell von dem liebevollen Wohlwollen ihrer ersten Worte abstach:

„Und warum läßt Sie, Mademoiselle, Ihr Beschützer im Gefängniß? Wie sind Sie hierher gekommen?"

„Mein Gott, Madame," sprach Marien-Blume, welcher dieser plötzliche Tonwechsel auffiel, „habe ich Ihnen in etwas mißfallen?"

„Worin können Sie mir mißfallen haben?" fragte die Frau von Harville stolz.

„Es kommt mir vor, als hätten Sie — noch eben — gütiger zu mir geredet —"

„Soll ich alle meine Worte abwägen, Mademoiselle? — Da ich mich für Sie interessire, so habe ich wohl das Recht, Ihnen gewisse Fragen vorzulegen —"

Clemence hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als sie aus mehrern Gründen die Härte derselben bereute, erstlich, weil ihr Edelmuth wieder die Oberhand erlangte, und dann weil sie dachte, sie würde, wenn sie ihre Nebenbuhlerin barsch behandle, das nicht erfahren, was sie zu wissen wünschte.

Das noch eben so offene und vertrauensvolle Gesicht der Nachtigall wurde wirklich plötzlich schüchtern. Wie die Sinnpflanze

bei der ersten Betastung ihre zarten Blätter zusammenzieht, so zog sich das Herz der Marien-Blume schmerzlich zusammen.

Clemence fuhr deshalb sanft fort, um nicht den Argwohn ihres Schützlings zu erwecken:

„Ich kann wirklich, ich wiederhole es, nicht begreifen, daß Sie hier gefangen gehalten werden, während Sie Ihren Wohlthäter so sehr rühmen, und daß Sie, nachdem Sie aufrichtig sich zum Guten gewendet, in der Nacht auf einer Promenade verhaftet werden konnten, die Ihnen untersagt war. Alles dies kommt mir, ich gestehe es, seltsam vor. Sie sprachen von einem Eide, der Sie bis jetzt zum Schweigen genöthigt, — selbst dieser Eid ist so räthselhaft" —

„Ich habe die Wahrheit gesprochen."

„Ich glaube es; — man braucht Sie nur anzusehen, nur zu hören, um überzeugt zu sein, daß Sie nicht lügen können; aber das Unbegreifliche in Ihrer Lage steigert und reizt meine Neugierde noch mehr, und blos dieser müssen Sie meine etwas lebhafte Worten zuschreiben, die ich eben sprach. — Ich gestehe es gern, ich that Unrecht, denn obgleich ich kein anderes Recht auf Ihr Vertrauen habe als meinen lebhaften Wunsch, Ihnen nützlich zu werden, so erboten Sie sich doch mir zu sagen, was Sie Niemandem gesagt haben, und dieser Beweis von Ihrem Glauben an meine Theilnahme rührt mich wirklich. Ich verspreche Ihnen deshalb auch, nicht nur Ihr Geheimniß treu zu wahren, wenn Sie mir dasselbe anvertrauen, sondern auch alles zu thun, um den Zweck zu erreichen, nach dem Sie streben."

So bemühete sich Clemence von Harville ihr Versehen wieder gut zu machen, und sie gewann dadurch auch wirklich das Vertrauen der Nachtigall von Neuem. Das Mädchen machte sich so-

gar in ihrer Ehrlichkeit Vorwürfe, die Worte, durch die sie sich verletzt gefühlt, falsch ausgelegt zu haben.

„Verzeihen Sie mir, Madame," sagte sie zu Clemence, „ich that ohne Zweifel Unrecht, daß ich Ihnen nicht sogleich sagte, was Sie zu wissen wünschten: aber Sie fragten mich nach dem Namen meines Retters, und ich konnte dem Glücke nicht widerstehen, von ihm zu sprechen."

„Das beweist, mein Kind, wie dankbar Du ihm bist. — Aber warum hast Du die braven Leute verlassen, zu denen er Dich ohne Zweifel gebracht hat? Bezieht sich darauf der Eid, den Du erwähntest?"

„Ja, aber durch Ihre Vermittelung glaube ich jetzt meine Wohlthäter über mein Verschwinden beruhigen zu können, ohne mein gegebenes Wort zu brechen."

„Erzähle armes Kind —"

„Vor ungefähr drei Monaten hatte mich Herr Rudolph in eine Meierei vier bis fünf Stunden von hier gebracht —"

„Er selbst hat Dich dahin gebracht?"

„Ja. Er übergab mich einer Frau, die so gut wie ehrwürdig ist und die ich bald liebte wie meine Mutter. Sie und der Pfarrer des Dorfes beschäftigten sich, auf die Empfehlung Rudolphs, mit meiner Erziehung —

„Und Herr — Rudolph kam oft dahin?"

„Nein. — Er kam nur dreimal, während ich dort war —"

Clemence konnte eine freudige Bewegung nicht unterdrücken.

„Sein Besuch machte Dich wohl recht glücklich?"

„Ach ja, — es war für mich mehr als Glück, ein Gefühl von Dankbarkeit, Ehrfurcht, Bewunderung und selbst von etwas Furcht —"

„Von Furcht?“

„Ja, — Der Abstand zwischen ihm und mir, zwischen ihm und den Andern ist so groß.“

„Welchen Rang bekleidet er?“

„Ich weiß nicht, ob er einen Rang hat —“

„Du sprichst doch von dem Abstande zwischen ihm und Andern?“

„Ja, die Hoheit seines Charakters, — seine unerschöpfliche Freigebigkeit gegen die Leidenden und der Enthusiasmus, den er Allen einflößt, stellen ihn über Jedermann. — Selbst die Bösen können seinen Namen nicht hören, ohne zu zittern, — sie achten ihn fast so sehr, wie sie ihn fürchten. — Aber verzeihen Sie, daß ich wieder von ihm spreche, — ich muß schweigen, denn ich werde Ihnen doch nur eine unvollständige Vorstellung von dem geben, den man nur schweigend verehren kann. — Es ist eben so, als wenn man die Größe Gottes durch Worte ausdrücken wollte —“

„Dieser Vergleich —“

„Ist vielleicht eine Gotteslästerung; aber beleidigt man Gott, wenn man mit ihm den vergleicht, welcher mich das Gute und Böse unterscheiden lehrte und mich aus dem Verderben zog, dem ich ein neues Leben verdanke?“

„Ich tadle Dich nicht, mein Kind, ich verstehe und begreife Deine edlen Uebertreibungen. Aber warum hast Du das Landgut verlassen, wo Du Dich so glücklich fühlen mußtest?“

„Ach, es geschah nicht freiwillig.“

„Wer zwang Dich dazu?“

„Eines Abends ging ich — vor einigen Tagen“, sagte Marien-Blume noch zitternd, „in das Pfarrhaus des Dorfes, als eine böse Frau, die mich in meiner Kindheit gepeinigt hatte, und ein

Mann, ihr Mitschuldiger, der mit ihr in dem Hohlwege im Hinterhalte lag, über mich herfielen, mich knebelten und in einen Fiacre trugen."

„— Zu welchem Zwecke?"

„Das weiß ich nicht. Meine Entführer gehorchten, glaube ich, mächtigen Personen."

„Und welche Folgen hatte dieser Raub?"

„Kaum hatte sich der Wagen in Bewegung gesetzt, als die böse Frau, welche „die Eule" heißt, ausrief: „Ich habe da mein Vitriolöl und will damit der Nachtigall das Gesicht reiben, um sie zu entstellen."

„Entsetzlich! Unglückliches Kind! Und wer rettete Dich aus dieser Gefahr?"

„Der Helfershelfer jener Frau, — ein Blinder, welcher „der Schulmeister" heißt.

„Er vertheidigte Dich?"

„Ja, bei dieser Gelegenheit und noch bei einer andern. Das erstemal entstand ein Kampf zwischen ihm und der Eule. Der Schulmeister gebrauchte seine Kraft und zwang sie, die Flasche mit dem Vitriolöl aus dem Wagen hinaus zu werfen. Das war der erste Dienst, den er mir leistete, nachdem er zu meiner Entführung mitgewirkt hatte. Die Nacht war sehr dunkel. Nach etwa einer Stunde hielt der Wagen an, ich glaube auf der Straße, welche über die Ebene von St. Denis geht. Es wartete dort ein Mann zu Pferde. „Nun," sagte er, „habt Ihr sie endlich?" — „Ja, wir haben sie," antwortete die Eule, wüthend darüber, daß sie gehindert worden war, mich zu entstellen. „Wenn Sie die Kleine aus dem Wege geräumt wissen wollen, so weiß ich ein gutes Mittel. Ich lege sie hier auf der Straße an die Erde und lasse ihr

die Wagenräder über den Kopf gehen. — Man wird dann glauben, sie sei zufällig verunglückt."

„Das ist entsetzlich!

„Ach, die Eule war im Stande das zu thun, was sie sagte. Zum Glück antwortete der Mann zu Pferde, er wünsche nicht, daß man mir etwas zu Leide thue, man brauche mich nur zwei Monate lang an einem Orte eingesperrt zu halten, den ich nicht verlassen und von dem aus ich an Niemand schreiben könnte. Da schlug die Eule vor, mich zu einem gewissen Roth-Arm zu bringen, der ein Wirthshaus in den elysäischen Feldern hat. In diesem Wirthshaus gäbe es mehrere unterirdische Gemächer; eines davon, sagte die Eule, könnte als Gefängniß für mich gebraucht werden. Der Mann zu Pferde nahm diesen Vorschlag an und versprach mir dann, es würde mir, nachdem ich zwei Monate geblieben, ein Schicksal gesichert werden, über welchem ich das Landgut Bouqueval vergessen könnte."

„Welches seltsame Geheimniß!"

„Der Mann gab der Eule Geld und versprach noch mehr, wenn man mich von Roth-Arm abholen würde; dann ritt er schnell davon. Unser Fiacre fuhr nach Paris zu. Kurz vorher, ehe wir an die Barriere gelangten, sagte der Schulmeister zu der Eule: „Du willst die Nachtigall in einen Keller Roth-Arms einsperren; „weißt Du, daß diese Keller, die so nahe an der Seine sind, im „Winter sich mit Wasser anfüllen? — Willst Du sie ersäufen?" „—„Ja," antwortete die Eule.

„Aber, mein Gott, was hattest Du dieser schrecklichen Frau gethan?"

„Nichts, Madame, und doch ist sie von meiner Kindheit an immer so erbittert gegen mich gewesen." Der Schulmeister ant-

wortete ihr: „Ich gebe es nicht zu, daß die Nachtigall ersäuft „werde; sie wird nicht zu Roth-Arm gebracht.“ Die Eule verwunderte sich darüber eben so sehr wie ich, wie sie den Mann mich so vertheidigen hörte. Sie gerieth in schrecklichen Zorn und schwur, sie würde mich, dem Schulmeister zum Trotze, zu Roth-Arm bringen. „Ich trotze Dir,“ sagte er, „denn ich halte die Nachtigall am „Arm und lasse sie nicht los. Wenn Du ihr zu nahe kommst, erwürge ich Dich.“ — „Aber was soll mit ihr geschehen?“ fragte die Eule, „da sie auf zwei Monate verschwinden muß, ohne daß man „weiß, wo sie ist?“ — „Es giebt ein Mittel,“ antwortete der Schulmeister, „wir gehen in die elysäischen Felder und lassen den „Fiacre in einiger Entfernung von einem Wachthause halten; Du „gehst zu Roth-Arm; es ist Mitternacht, Du wirst ihn finden und „bringst ihn hierher. Er nimmt das Mädchen mit sich und führt „sie zu dem Wachtposten, wo er sagt, sie sei ein Mädchen aus der „Cité, die um sein Wirthshaus herumgeschlichen. Da die Mädchen auf drei Monat in das Gefängniß kommen, wenn man sie in „den elysäischen Feldern ertappt, und die Nachtigall bei der Polizei „noch eingeschrieben ist, so wird man sie festnehmen und nach St. „Lazarus bringen, wo sie so gut bewacht und so verborgen sein „wird, wie in dem Keller Roth-Arms.“ — „Aber,“ entgegnete die Eule, „die Nachtigall wird sich nicht verhaften lassen. Ist sie in „dem Wachthause, so wird sie erzählen, daß wir sie geraubt hätten, und uns anzeigen. Aber auch angenommen, sie käme in das „Gefängniß, so wird sie an ihre Beschützer schreiben und alles an „den Tag bringen.“ — „Nein, sie wird freiwillig in das Gefängniß gehen,“ antwortete der Schulmeister, „und schwören, uns gegen Niemanden zu nennen, weder so lange sie in St. Lazarus „ist, noch später; sie ist mir dies schuldig, denn ich habe Dich ge-

„hindert, daß Du ihr Gesichtchen entstelltest, Eule, und bei Roth=„Arm ersäuftest; hätte sie, nachdem sie geschworen, nichts zu sa=„gen, das Unglück, doch etwas auszuplaudern, so brennen wir „Bouqueval nieder und ermorden alles dort.“ Dann wendete er sich an mich und sagte: „Entschließe Dich, schwöre was ich ver=„lange, und Du wirst mit dreimonatlichem Gefängnisse davon „kommen; wenn nicht, so überlasse ich Dich der Eule, die Dich „in den Keller Roth=Arms führt, wo Du ertrinken wirst. Ent=„schließe Dich. — Ich weiß, wenn Du schwörst, hältst Du es „auch.“

„Und Du hast geschworen?“

„Ach ja, ich fürchtete eben so sehr, durch die Eule entstellt, wie durch sie in einem Keller ersäuft zu werden. Das kam mir fürchterlich vor. — Ein andrer Tod würde mir minder schrecklich gewesen sein, und ich hätte vielleicht nicht gesucht, ihm zu entgehen —“

„Welche traurigen Gedanken in Deinem Alter!“ sprach die Frau von Harville, indem sie die Nachtigall verwundert ansah. „Wirst Du nicht glücklich sein, wenn Du, von hier entlassen, Deinen Wohlthätern übergeben bist? — Hat nicht Deine Reue Deine frühere Schuld getilgt?“

„Kann die Vergangenheit getilgt werden? Läßt sich die Vergangenheit vergessen? Tödtet die Reue die Erinnerung?“ sprach Marien=Blume in so verzweiflungsvollem Tone, daß Clemence zitterte.

„Aber alle Vergehen werden vergeben, unglückliches Kind.“

„Wird die Erinnerung an die Sünde nicht immer schrecklicher, jemehr die Seele sich reinigt, jemehr der Geist sich erhebt? Ach,

je höher man steigt, um so tiefer erscheint der Abgrund, aus dem man emporgestiegen ist —"

„Du giebst also alle Hoffnung auf Vergebung auf?"

„Von Seiten der Andern — nein. Ihre Güte beweist mir, daß der Reue nie die Nachsicht fehlt."

„Du allein also willst unbarmherzig gegen Dich sein?"

„Andere werden vergessen und verzeihen können, was ich war. — Ich, Madame, vermag es nie zu vergessen —"

„Du wünschest also bisweilen zu sterben?"

„Bisweilen!" sprach die Nachtigall mit bitterm Lächeln. Dann fuhr sie nach kurzer Pause fort: „bisweilen, ja —"

„Und doch fürchtetest Du, durch jene schreckliche Frau entstellt zu werden, und hieltest auf Deine Schönheit, arme Kleine? Das beweist, daß das Leben noch einigen Reiz für Dich hat. Fasse also Muth!"

„Es ist vielleicht eine Schwäche, so zu denken, — aber wenn ich schön wäre, wie Sie sagen, so möchte ich schön sterben und im Sterben den Namen meines Wohlthäters aussprechen —"

Die Augen der Frau von Harville füllten sich mit Thränen.

Marien-Blume hatte diese letztern Worte so einfach gesprochen; ihre engelgleichen schmerzlichen Züge und ihr trauriges Lächeln paßten so gut zu ihren Worten, daß man an der Wirklichkeit dieses schrecklichen Wunsches nicht zweifeln konnte.

Die Frau von Harville besaß zu viel Zartgefühl, um das Schreckliche in dem Gedanken der Nachtigall nicht nachzuempfinden: „ich werde nie vergessen, was ich gewesen bin" — die fixe Idee, welche Marien-Blume unabläßig beherrschen und quälen sollte.

Clemence schämte sich, einen Augenblick den immer so unei-

gennützigen Edelmuth des Fürsten verkannt zu haben, und bedauerte, daß sie sich zu einer Regung thörichter Eifersucht gegen die Nachtigall hatte hinreißen lassen, welche ihre Dankbarkeit gegen ihre Beschützerin so begeistert aussprach.

Merkwürdiger Weise erhöhete die Bewunderung, welche die arme Gefangene so lebhaft gegen Rudolph äußerte, die große Liebe vielleicht noch mehr, die Clemence gegen ihn immer verheimlichen sollte. Um diesen Gedanken zu entfliehen, sprach sie:

„Ich hoffe, daß Du in Zukunft minder streng gegen Dich selbst sein wirst. — Aber wir wollen jetzt von Deinem Schwure sprechen; ich erkläre mir nun Dein Schweigen — Du wolltest die Elenden nicht anklagen —"

„Obgleich der Schulmeister an meiner Entführung Antheil genommen, hatte er mich doch zweimal vertheidigt, — und ich hätte gefürchtet, undankbar zu sein —"

„Du gingst also in den Plan dieser Unmenschen ein?"

„Ja, — ich war so erschrocken. Die Eule holte Roth-Arm; er führte mich in die Hauptwache und sagte, ich hätte mich an seinem Hause herumgetrieben. Man verhaftete mich und brachte mich hierher —"

„Ihre Freunde auf dem Landgute mußten in der schrecklichsten Angst sein!"

„Ach, in meinem ersten Schrecken hatte ich nicht bedacht, daß mein Schwur mich hindern würde, sie zu beruhigen. Das macht mich jetzt so sehr betrübt, aber — nicht wahr, ich kann, ohne meinen Schwur zu brechen, Sie bitten, an Madame Georges in Bouqueval zu schreiben, sie möge um mich unbesorgt sein? Freilich dürfen Sie nicht sagen, wo ich bin, denn ich habe versprochen, dies zu verschweigen."

„Mein Kind, diese Vorsicht wird unnöthig werden, wenn man Dich auf meine Empfehlung begnadigt. Morgen schon sollst Du nach Bouqueval zurückkehren, ohne Deinen Schwur gebrochen zu haben. Dann beräthst Du Dich mit Deinen Wohlthätern, in wie weit Dich der Schwur bindet, zu dem Du gezwungen wurdest."

„Sie glauben, daß ich hoffen dürfte, durch Ihre Güte diesen Ort bald zu verlassen?"

„Du verdienst so viel Theilnahme, daß mir es sicherlich gelingen wird, und ich zweifele nicht, daß Du übermorgen Deine Wohlthäter selbst wirst beruhigen können —"

„Mein Gott, wodurch konnte ich so viel Güte verdienen? Wie kann ich dafür dankbar genug sein?"

„Wenn Du fortfährst, Dich so zu betragen, wie jetzt. — Ich bedaure nur, nichts für Deine Zukunft thun zu können, da dieses Glück Deine Freunde sich vorbehalten haben —"

In diesem Augenblick trat Madame Armand bestürzt herein.

„Frau Marquise," sagte sie zögernd zu Clemence, „es thut mir leid, Ihnen eine solche Nachricht bringen zu müssen —"

„Was ist geschehen?"

„Der Herr Herzog von Lucenay ist unten, — er kommt von Ihnen —"

„Mein Gott! Sie erschrecken mich. Was ist geschehen?"

„Ich weiß es nicht, aber der Herr Herzog überbringt Ihnen, wie er sagt, eine eben so traurige wie unvorhergesehene Nachricht. — Er erfuhr bei seiner Gemahlin, der Herzogin, daß Sie hier wären, und eilte sogleich hierher —"

„Eine traurige Nachricht!" dachte Frau von Harville. Dann rief sie plötzlich in herzzerreißendem Tone: „meine Tochter! meine Tochter — vielleicht — ach, reden Sie, Madame!"

„Ich weiß von nichts —“

„Ach, um der Barmherzigkeit willen, führen Sie mich zu Lucenay!“ rief Frau von Harville, indem sie weinend mit Madame Armand hinausging.

„Arme Mutter!“ sprach die Nachtigall, indem sie Clemence nachsah . . . „Aber nein — es ist unmöglich —; in dem Augenblicke, da sie sich so wohlwollend gegen mich zeigte, sollte sie ein solcher Schlag treffen? Nein, nein, noch einmal, es ist nicht möglich.“

— — — — — — — — — — — — —

LXXXXVII.

Aufgedrungene Freundschaft.

Wir führen den Leser in das Haus in der Rue du Temple an dem Tage, wo sich Herr von Harville gegen drei Uhr Nachmittags erschossen hatte.

Pipelet, der unermüdliche und gewissenhafte Arbeiter, war allein in seiner Stube und beschäftigte sich mit der Restauration eines Stiefels, der seit dem letzten kühnen Eindringen Cabrions mehr als einmal seinen Händen entfallen war.

Der Ausdruck des Gesichts des keuschen Portiers war ein noch weit melancholischerer als gewöhnlich.

Wie ein Soldat in der Scham über seine Niederlage traurig mit der Hand über die Narben seiner Wunden streicht, so seufzte Pipelet oft und tief, unterbrach seine Arbeit und fuhr mit dem zitternden Finger über den Querbruch, den sein altehrwürdiger Hut unter der frechen Hand Cabrions erlitten hatte.

Aller Verdruß, alle Besorgnisse und alle Befürchtungen Alfreds erwachten bei dem Gedanken an die unbegreiflichen und unabläßigen Verfolgungen jenes Menschen.

Pipelet besaß keinen sehr umfassenden, keinen hohen Geist; eine Phantasie gehörte weder zu den lebhaftesten noch zu den poetischesten, aber er besaß einen sehr soliden und gesunden hausbackenen Menschenverstand.

Da er nun leider, der natürlichen Folge seines richtigen Urtheils nach, das excentrische und thörichte Benehmen Cabrions nicht zu begreifen vermochte, so bemühte er sich, verständige und mögliche Beweggründe für dasselbe ausfindig zu machen, und legte sich deshalb eine Menge unlöslicher Fragen vor.

Er fühlte sich, wie ein zweiter Pascal, bisweilen wirklich vom Schwindel ergriffen bei diesem Bestreben, den bodenlosen Abgrund zu ermessen, welchen die teuflische Schlauheit des Malers vor seinen Füßen geöffnet hatte.

Wie oftmals hatte er sich genöthigt gesehen, sich gleichsam in sich selbst zurückzuziehen, da seine Frau, die sich ausschließlich an die vorliegenden Thatsachen hielt und es verschmähte, die Ursachen derselben zu ermitteln, das unbegreifliche Benehmen Cabrions gegen Alfred grobsinnig blos als Possenmacherei ansehen wollte!

Pipelet, ein ernster, gravitätischer Mann, konnte eine solche Auslegung durchaus nicht zugeben; er seufzte über die Verblendung seiner Frau, und seine Menschen- und Manneswürde empörte sich bei dem Gedanken, das Spielwerk einer gemeinen Possenreißerei sein zu können. Er war vielmehr fest überzeugt, hinter dem unerhörten Benehmen Cabrions liege irgend ein schauerliches Complott verborgen. Um dieses schwere Räthsel zu lösen, erschöpfte der Mann im Hute, wie bereits erwähnt, unabläßig seine gewaltige Dialektik.

„Lieber wollte ich meinen Kopf auf das Schaffot tragen,“ sagte der strenge Mann bei sich, der allen Fragen, sobald er sie

berührte, eine großartige Ausdehnung gab, „lieber wollte ich meinen Kopf auf das Schaffot tragen, als daß ich zugäbe, Cabrion habe es nur eines albernen Spaßes wegen auf mich abgesehen; nur für die Galerie werden Possen getrieben. Nun hatte diese boshafte Creatur bei dem letzten Unternehmen keinen Zeugen; er handelte allein, im Dunkel, wie immer; er schlich sich leise in mein einsames Stübchen, um seinen häßlichen Kuß auf meine entwürdigte Stirn zu drücken. Zu welchem Zwecke? Das möchte ich jeden unbetheiligten und unpartheiischen Menschen fragen. Es war keine Prahlerei, denn Niemand sah es; es war kein Vergnügen, — dagegen sprechen die Gesetze der Natur; es geschah auch nicht aus Freundschaft, — ich habe in der Welt nur einen Feind, und das ist er. Es läßt sich deshalb nicht abläugnen, daß dahinter ein Geheimniß stecke, welches mein Verstand nicht zu ergrübeln vermag. Wohin geht der finstere teuflische Plan, der gewiß lange vorbereitet ist und der mit erschrecklicher Ausdauer verfolgt wird? Das kann ich nicht begreifen, ich befinde mich in der Unmöglichkeit, diesen Schleier zu lüften, der mich noch umbringen wird."

Das waren die peinlichen Gedanken Pipelets in dem Augenblicke, als wir ihn den Lesern vorführen.

Der ehrliche Portier hatte selbst seine immer blutenden Wunden wieder aufgerissen, indem er melancholisch an den Bruch, an die Beule seines Hutes griff, als eine kreischende Stimme aus einem der obern Stockwerke die Worte herunterrief:

„Schnell, schnell, Herr Pipelet, kommen Sie herauf! Schnell!"

„Diese Stimme kenne ich nicht", sagte Alfred, nachdem er einen Augenblick aufmerksam gehorcht hatte. Dann ließ er seinen

Vorderarm, an dem er den auszubessernden Stiefel trug, auf die Kniee fallen.

„Pipelet! Pipelet! kommen Sie doch schnell!“ wiederholte die Stimme in dringendem Tone.

„Dieses Organ ist mir völlig fremd. — Es ist ein männliches; man ruft mich —, soweit bin ich meiner Sache gewiß. — Aber das ist kein hinreichender Grund für mich, meine Stube zu verlassen, sie allein zu lassen in Abwesenheit meiner Frau. Nie,“ rief Alfred mit einem heldenmüthigen Entschlusse, „nie!“

„Herr Pipelet,“ rief die Stimme von neuem, „kommen Sie doch schnell — Frau Pipelet ist krank —“

„Anastasia?“ sprach Alfred, indem er von seinem Schemel aufstand. Aber in dem nächsten Augenblick sank er wieder auf denselben nieder und dachte bei sich: „bin ich nicht ein Kind? Es ist ja gar nicht möglich; meine Frau ist vor einer Stunde ausgegangen ... Aber könnte sie nicht zurückgekommen sein, ohne daß ich sie bemerkte? Das wäre seltsam, — aber möglich ist es, ja, möglich ist es.“

„Herr Pipelet, kommen Sie doch, Ihre Frau liegt in meinen Armen.“

„Meine Frau in seinen Armen!“ wiederholte Pipelet, indem er wieder aufsprang.

„Ich kann die Frau Pipelet nicht allein aufschnüren!“ setzte die Stimme hinzu.

Diese Worte machten einen wahrhaft zauberischen Eindruck auf Pipelet; er wurde kirschbraun im Gesicht; sein Keuschheitsgefühl war im höchsten Grade verletzt.

„Das männliche unbekannte Organ spricht von dem Auf-

schnüren Anastasias?“ dachte er bei sich; „dem widersetze ich mich, das verbiete ich.“

Damit stürzte er aus der Stube hinaus, an der Schwelle aber blieb er wieder stehen.

Pipelet befand sich in einer jener entsetzlich kritischen und ungemein dramatischen Lagen, die oft von den Dichtern benutzt worden sind. Auf der einen Seite hielt ihn die Pflicht in der Portierstube zurück, und auf der andern rief ihn seine keusche Empfindlichkeit in die höhern Etagen des Hauses hinauf.

Während er so mit sich kämpfte, wiederholte die Stimme:

„Sie kommen nicht, Herr Pipelet? Desto schlimmer; ich drücke die Augen zu und schneide das Schnürband entzwei.“ Diese Drohung bestimmte Pipelet.

„Herrrr!“ rief er mit fürchterlicher Stimme, indem er aus seiner Stube hinausstürzte. „Im Namen der Ehre beschwöre ich Sie, nichts zu zerschneiden und meine Frau unberührt zu lassen. — Ich komme.“ Alfred eilte die dunkle Treppe hinauf und ließ in seiner Aufregung die Thüre seiner Stube offen stehen.

Kaum hatte er diese verlassen, als plötzlich ein Mann hineintrat. Er nahm den Hammer des Schuhflickers von dem Tische, sprang auf das Bett und befestigte eine dicke Pappe, an deren einem Ende sich bereits ein Nägelchen befand, an der Wand des dunklen Alkovens, worauf er sich wieder entfernte.

Dies geschah so geschwind, daß der Portier, welcher fast in demselben Augenblicke daran dachte, daß er die Thüre habe offen stehen lassen, eilig wieder herunterkam, sie verschloß, den Schlüssel zu sich nahm und wieder hinaufging, durchaus nicht ahnen konnte, es sei Jemand in seiner Wohnung gewesen. Nach dieser Vor-

sichtsmaßregel eilte Alfred von neuem seiner Anastasia zu Hülfe und rief dabei aus Leibeskräften:

„Herr, schneiden Sie nichts mehr entzwei, — ich komme, — da bin ich —"

Kaum hatte er von neuem die ersten Stufen der Treppe erstiegen, als er die Stimme Anastasias, nicht in der obern Etage, sondern in der Flur hörte.

Diese Stimme, die gellender, kreischender war als je, rief:

„Alfred, warum verläßest Du die Stube? Wo bist Du, alter Herumläufer?"

Pipelet hatte eben den ersten Treppenabsatz erreicht; er blieb wie versteinert stehen, das Gesicht hinunter nach der Flur gewendet, mit offenem Munde, mit stierem Blick und auf einem Beine, wie eine Gans.

„Alfred!" rief Frau Pipelet von neuem.

„Anastasia ist unten, — sie ist also nicht oben und keiner Gefahr ausgesetzt?" dachte Pipelet bei sich. — „Aber — das männliche unbekannte Organ, das mir drohte, sie aufzuschnüren? Wer ist das? ein Lügner? Man treibt ein grausames Spiel mit meiner Angst? Welche Absicht hat man dabei? — Dahinter steckt etwas. Indeß: Thue Deine Pflicht und komme dann was will. Nachdem ich meiner Frau geantwortet habe, werde ich wieder heraufgehen, um dieses Geheimniß aufzuklären und den Unbekannten zu ermitteln."

Pipelet ging sehr bewegt hinunter und stand bald vor seiner Frau.

„Du bist es?!" sagte er zu ihr.

„Nun ja, ich bin es, freilich. Wer soll es sonst sein?"

„Du bist es, mein Auge täuscht mich nicht."

„Machst Du wieder einmal große Augen, als ob Du mich verschlingen wolltest?“

„Deine Anwesenheit hier sagt mir, daß Dinge vorgehen, Dinge —“

„Was für Dinge? Gieb her den Stubenschlüssel; warum gehst Du fort? Ich komme von dem Bureau der Posten der Normandie, wohin ich im Fiacre den Koffer des Herrn Bradamanti gebracht habe, der es nicht wissen lassen will, daß er diesen Abend abreist, und dem kleinen Lahmen nicht traut. Er hat auch ganz Recht.“

Die Frau Pipelet nahm bei diesen Worten den Schlüssel, welchen ihr Mann in der Hand hielt, schloß die Thüre auf und trat vor ihrem Manne in die Stube hinein.

Kaum befand sich das Paar darin, als Jemand leichten Schrittes die Treppe herunter kam und schnell und unbemerkt vor der Portierwohnung vorübereilte.

Es war das männliche Organ, welches die Besorgnisse Pipelets in so hohem Grade erregt hatte.

Pipelet sank auf seinen Stuhl und sagte mit bewegter Stimme zu seiner Frau:

„Anastasia — ich befinde mich nicht wie gewöhnlich. — Es gehen hier Dinge vor, — Dinge —“

„Was Du nur schon wieder schwatzest! Es gehen überall Dinge vor. — Was hast Du? Du schwitzest ja über und über! Was ist Dir passirt, lieber Alter?“

„Ja, ich bin wie aus dem Wasser gezogen und mit Recht —“ Pipelet strich mit der Hand über sein in Schweiß gebadetes Gesicht. „Es gehen Dinge hier vor, die —“

„Aber was ist geschehen? Kannst Du nie Ruhe halten?

Du mußt immer herumschleichen, wie eine dürre Katze, statt ruhig auf Deinem Schemel sitzen zu bleiben."

„Anastasia, Du bist ungerecht, wenn Du sagst, ich schleiche herum, wie eine dürre Katze. Wenn ich es thue, so geschieht es Deinetwegen."

„Meinetwegen?"

„Ja, um Dich vor einer Schmach zu behüten, über die wir beide würden haben erröthen müssen. Ich habe meinen Posten hier in der Stube verlassen, den ich für so heilig halte, wie das Schilderhäuschen des Soldaten —"

„Man wollte mir eine Schmach anthun?"

„Du warst es nicht, weil die Schmach, mit der man Dich bedrohte, da oben vor sich gehen sollte, und Du doch ausgegangen warest, — aber —"

„Der Teufel soll mich bei lebendigem Leibe holen, wenn ich etwas von dem verstehe, was Du mir vorredest! Wirst Du wirklich verrückt? — Siehst Du, ich muß am Ende glauben, daß Du manchmal nicht bei Sinnen bist. Seit gestern kenne ich Dich nicht mehr. — Ist der Cabrion immer Dein Alp?"

Kaum hatte Anastasia diese Worte gesprochen, als ein seltsames Ereigniß geschah.

Alfred saß da, mit dem Gesicht nach dem Bette zu.

Die Stube wurde durch das bleiche Licht einer Wintersonne und durch eine Lampe erhellt. In diesem doppelten Lichte glaubte Pipelet, als seine Frau den Namen Cabrion aussprach, im Schatten des Alkovens das unbewegliche höhnische Gesicht des Malers zu erblicken.

Er war es, es war der spitze Hut, das hagere Gesicht mit

dem langen Haar, das satanische Lächeln, der spitze Bart und der zauberische Blick —

Einen Augenblick glaubte Pipelet zu träumen; er strich mit der Hand über die Augen —, aber es war keine Täuschung, es konnte nichts wirklicher sein, als diese Erscheinung.

Aber wie schauerlich! Man sah keinen Körper, sondern nur einen Kopf, dessen lebhafte Farbe in dem Dunkel des Alkovens deutlich vortrat.

Pipelet sank bei diesem Anblicke, ohne ein Wort zu sagen, zurück; dann erhob er den rechten Arm nach dem Bette zu und deutete auf diese schreckliche Erscheinung mit einer so entsetzensvollen Geberde, daß seine Frau sich umdrehte, um die Ursache dieses Entsetzens aufzufinden, das sie bald theilte.

Sie wich zwei Schritte zurück, ergriff die Hand Alfreds und rief aus:

„Cabrion!“

„Ja,“ murmelte Pipelet mit hohler, fast erloschener Stimme, indem er die Augen zudrückte.

Das Staunen und Entsetzen der beiden Eheleute machte dem Talente des Künstlers, der die Züge Cabrions so bewunderns würdig auf Papier gezeichnet hatte, die größte Ehre.

Nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, trat Anastasia, muthig wie eine Löwin, an das Bett, stieg auf dasselbe hinauf und riß, nicht ohne eine gewisse Angst, die Pappe mit dem Gesichte Cabrions von der Wand.

Alfred, der noch immer mit geschlossenen Augen, mit ausgestreckten Armen dasaß, blieb unbeweglich, wie er es in kritischen Lagen seines Lebens gewöhnt war. Nur das krampfhafte Zittern

seines Hutes zeugte von Zeit zu Zeit von seiner fortdauernden heftigen Aufregung.

„So mache doch die Augen auf, lieber Alter,“ sagte Frau Pipelet triumphirend; „es ist nichts, blos ein Bild, das Portrait des schändlichen Cabrion. — Da sieh, wie ich es mit Füßen trete,“ — und Anastasia warf in ihrem Unwillen das Bild an den Boden, trat es mit Füßen und sprach dabei: „so möcht' ich Cabrion, den lebendigen Cabrion, unter meinen Füßen haben.“ Dann hob sie das Bild wieder auf und setzte hinzu: „nun sieh' es an: es trägt die Spuren von meinen Füßen an sich.“

Alfred schüttelte das Haupt, ohne ein Wort zu sagen, und winkte seiner Frau, sie möge das verhaßte Bild entfernen.

„Hat man eine gleiche Frechheit gesehen! — Es ist nicht alles; da steht in rothen Buchstaben darunter: Cabrion seinem guten Freunde Pipelet — für das ganze Leben —,“ sagte die Frau des Portiers, indem sie das Bild an das Licht hielt.

„Sein guter Freund, — für das ganze Leben!“ flüsterte Alfred, und er erhob die Hände gen Himmel, gleichsam als wollte er denselben zum Zeugen aufrufen bei diesem neuen frechen Hohne.

„Aber wie ist das zugegangen?“ sagte Anastasia. „Das Portrait war heute früh, als ich das Bett machte, nicht da. — Du hattest eben den Schlüssel mit Dir genommen, es konnte also während Deiner Abwesenheit Niemand hereinkommen. Wie also ist das Bild hiehergekommen? — Hast Du es selbst dahergehangen, Alter?“

Alfred sprang bei dieser unbegreiflichen Vermuthung von seinem Sessel auf, riß die Augen weit auf und antwortete drohenden Blickes:

„Ich —, ich in meinem Alkoven das Portrait dieses Bösewichtes aufhängen, der mich nicht nur mit seiner verhaßten Gegenwart verfolgt, sondern sogar in der Nacht im Traume, am Tage durch seine Malerei peinigt! Willst Du mich verrückt machen, Anastasia?"

„Nun —, wäre es denn ein so großes Unglück, wenn Du Dich in meiner Abwesenheit mit Cabrion ausgesöhnt hättest, um Ruhe zu haben?"

„Ich — mich mit ihm ausgesöhnt! Gott, Du hörst es!"

„Er könnte Dir darauf sein Portrait gegeben haben — als Zeichen der Freundschaft. — Vertheidige Dich nur nicht, läugne es nicht, wenn es so ist —"

„Anastasia!"

„Wenn es so ist, mußt Du gestehen, daß Du wankelmüthig bist wie eine hübsche Frau —"

„Frau!"

„Du mußt aber doch das Portrait selbst aufgehangen haben."

„Ich! Mein Gott! Mein Gott!"

„Wer denn sonst?"

„Du, Frau —"

„Ich!"

„Ja," antwortete Pipelet, halb wahnsinnig, „Du bist es gewesen, etwas Anderes kann ich nicht glauben. Ich werde es nicht gesehen haben, als ich heute früh dem Bette den Rücken zukehrte."

„Aber, Alter..."

„Ich sage Dir, Du mußt es gewesen sein, wenn ich nicht glauben soll, daß es der Teufel gethan hat. Ich habe ja die

Stube nicht verlassen, und als ich hinaufging, um dem Rufe des männlichen Organs zu folgen, hatte ich den Schlüssel bei mir; die Thüre war verschlossen, Du hast sie ja selbst geöffnet. Läugne das, wenn Du kannst."

„Das ist wahr."

„Du gestehst also?"

„Ich gestehe, daß ich nichts davon begreife; — der Possenstreich ist gut ausgedacht und ausgeführt, das muß zugegeben werden."

„Ein Possenstreich!" rief Pipelet im höchsten Unwillen. „Ich sage Dir, daß dahinter ein entsetzliches Complott steckt! Man verdeckt den Abgrund mit Blumen, — man versucht mich zu betäuben, damit ich den Abgrund nicht sehe, in den man mich stürzen will. — Es bleibt mir nichts übrig, als den Schutz der Gesetze anzurufen. — Glücklicherweise schützt Gott Frankreich."

Pipelet ging nach der Thüre zu.

„Wohin gehst Du, Alterchen?"

„Zu dem Herrn Commissär, um meine Klage anzubringen und ihm das Portrait, als Beweis der Verfolgung, zu übergeben —"

„Aber worüber klagst Du?"

„Ueber was ich mich beklage? Wie! mein Todfeind soll durch — betrügerische Mittel mich zwingen können, sein Protrait bei mir zu haben, über dem Ehebette bei mir zu haben? Und die Behörden sollten mich nicht in Schutz nehmen? Gieb mir — das Portrait, Anastasia —, gieb her — aber drehe es herum, damit ich die Malerei nicht sehe. — Der Verräther kann es nicht leugnen, es steht da von seiner Hand geschrieben: Cabrion seinem guten Freunde — für das ganze Leben. Für das ganze Leben!

Ja, um mein Leben zu haben, verfolgt er mich, — und er wird endlich seinen Zweck erreichen. — Ich werde in ewiger Unruhe und Angst leben, ich werde immer glauben, dieser teuflische Mensch sei da — unter den Dielen, in der Wand, an der Decke. In der Nacht wird er mich ansehen, wenn ich in den Armen meiner Gattin schlafe, und am Tage steht er mit seinem höllischen Lachen hinter mir. — Wer sagt mir, daß er nicht in diesem Augenblicke hier ist, irgendwo versteckt, wie ein giftiges Insekt? — Wo bist Du, Ungeheuer? Bist Du da?" rief Pipelet aus, indem er den wüthenden Ausruf mit einer schnellen kreisförmigen Bewegung des Kopfes begleitete, um schnell alle Theile seiner Stube zu mustern.

„Ich bin da, guter Freund!" antwortete zärtlich die wohlbekannte Stimme Cabrions.

Diese Worte schienen aus dem Alkoven zu kommen und erhielten durch ein gewöhnliches Bauchrednerkunststückchen diesen Klang, denn Cabrion stand draußen an der Thür und hörte mit Lachen das Gespräch vollständig mit an. Nachdem er diese letzten Worte gesprochen, hielt er es jedoch für gerathen, sich zu entfernen, freilich nicht, ohne, wie man später sehen wird, einen neuen Gegenstand des Zornes, des Staunens und des Nachsinnens für sein Opfer zurückzulassen.

Frau Pipelet, welche auch diesmal der Muth nicht verließ, sah unter das Bett, in jeden Winkel der Stube, ohne etwas zu entdecken, und durchsuchte die Hausflur, ohne glücklicher zu sein, während Pipelet, durch diesen letzten Schlag niedergeschmettert, wieder auf seinen Schemel gesunken war.

„'s ist nichts, Alfred," sagte Anastasia, die sich immer sehr freigeisterisch zeigte; „der Bösewicht war an der Thür versteckt und wird Reißaus genommen haben, während wir hier suchten.

Aber Geduld! ich erwische ihn schon noch einmal, und dann sei ihm Gott gnädig! Er soll meinen Besenstiel kennen lernen."

In diesem Augenblicke wurde die Thür geöffnet und Madame Seraphin, die Haushälterin des Jacob Ferrand, trat ein.

„Guten Tag, Madame Seraphin," sagte Frau Pipelet, die, um ihre häuslichen Unannehmlichkeiten nicht merken zu lassen, sogleich eine heitere, freundliche Miene annahm, „was steht zu Ihren Diensten?"

„Zuerst sagen Sie mir, was Ihr neues Schild bedeutet?"

„Unser neues Schild?"

„Ja, das schwarze Schild mit rothen Buchstaben, das über der Thür hängt —"

„Auf der Straße?"

„Ja, auf der Straße, über der Thür."

„Meine liebe Madame Seraphin, ich weiß von nichts, und Du, Alter?"

Alfred schwieg.

„Es geht Herrn Pipelet an," fuhr Madame Seraphin fort, „er wird mir es auch erklären."

Alfred seufzte tief, und der Hut zitterte ihm auf dem Kopfe.

Diese Pantomime bedeutete, daß Alfred sich für unfähig erklärte, das Andern zu erklären, was ihm selbst ein unauflösliches Räthsel sei.

„Achten Sie nicht darauf, Madame Seraphin," entgegnete Anastasia, „der arme Alfred hat seinen Magenkrampf. — Aber was ist es mit dem Schilde? Betrifft es den Destillateur?"

„Nein, nein. Es ist ein kleines Schild gerade über Ihrer Thür —"

„Sie wollen spotten —"

„Keineswegs, ich sah es, als ich hereintrat, denn es steht mit großen Buchstaben geschrieben: „Pipelet und Cabrion handeln mit Freundschaft und andern Dingen. Man wende sich an den Portier.“

„Mein Gott! Das steht geschrieben über unserer Thür? Hörst Du, Alfred?“

Pipelet sah Madame Seraphin mit stierem Blicke an. Er verstand nicht, was sie sagte, oder wollte nicht verstehen —

„Das steht auf einem Schilde — auf der Straße?“ fragte Frau Pipelet nochmals.

„Ja, denn ich habe es eben gelesen. Ich dachte bei mir: wie komisch! Pipelet ist Schuhmacher von Profession, und er zeigt den Vorübergehenden an: er handle in Verbindung mit Cabrion mit Freundschaft. Was heißt das? Es steckt dahinter etwas, was den Leuten nicht sogleich deutlich ist. — Da aber ferner darauf steht: „man wende sich an den Portier,“ so wird Frau Pipelet mir die Sache wohl erklären. — Aber sehen Sie,“ unterbrach sich Madame Seraphin, „Ihr Mann scheint sich nicht wohl zu befinden. — Sehen Sie sich vor, damit er nicht rücklings umfällt.“

Die Frau Pipelet fing den halb ohnmächtigen Alfred in ihren Armen auf.

Der letzte Schlag war zu heftig gewesen; Alfred verlor allmälig die Besinnung und murmelte vor sich hin:

„Der Unglückliche! Er hat mich öffentlich ausgehangen!“

„Ich sagte Ihnen schon, Madame Seraphin, Alfred hat seinen Magenkrampf, ungerechnet einen Bösewicht, der ihn fortwährend ärgert. Der liebe Alte wird es nicht aushalten. Zum Glück habe ich noch ein Tröpfchen Absinth da; das bringt ihn vielleicht wieder auf die Strümpfe.“

Alfred kam wirklich, in Folge dieses Universalmittels der Frau Pipelet, allmälig wieder zu sich, aber kaum hatte er sich ein wenig erholt, so sollte er eine neue schmerzliche Prüfung bestehen.

Ein anständig gekleideter Mann von reifem Alter und ehrlichem oder vielmehr dummen Gesichte, machte die Thür auf und sagte, wie es schien, von großer Neugierde geplagt:

„Ich habe eben das Schildchen draußen gelesen: „Pipelet und Cabrion handeln mit Freundschaft und andern Dingen. Man wende sich an den Portier.“ Wollten Sie wohl die Gefälligkeit haben und mir sagen, was das bedeuten soll? Sie sind doch der Portier?“

„Das bedeutet,“ fuhr endlich Pipelet mit donnernder Stimme auf, „das bedeutet, daß Cabrion ein infamer Betrüger ist, Herrr!“

Der Neugierige prallte bei dieser zornigen Antwort einen Schritt zurück.

Alfred, dessen Gesicht glühte, dessen Augen funkelten, war halb aus der Thür hinausgetreten, hielt sich an die Thürpfosten an und fuhr fort:

„Ich habe gar nichts zu schaffen mit dem Lump von Cabrion, mein Herrr! und von Freundschaft kann zwischen uns am wenigsten die Rede sein.“

„Das ist wahr, und Sie müssen einen Schluck über den Durst gethan haben, alter Narr, daß Sie daher kommen und so fragen,“ fiel die Frau Pipelet ein, die ihrem Alfred über die Achsel sah.

„Madame,“ entgegnete der Fremde ernsthaft, indem er noch einen Schritt zurücktrat; „die Schilder sind da, damit man sie lese; Sie hängen ein Schild aus, ich lese es; ich bin also ganz im Rechte, während Sie Unrecht thun, indem Sie mir Grobheiten sagen.“

„Grobheiten gehören einem alten Narren!“

„Beleidigungen, wenn man kommt, um Sie nach den Nachweisungen zu fragen, die Sie auf dem Schilde draußen ankündigen! Das soll Ihnen nicht so hingehen!“

„Aber Herrr! —“ rief der unglückliche Portier.

„Aber, Herr,“ entgegnete der aufgebrachte Neugierige, „bleiben Sie Freund so viel Sie wollen mit Ihrem Cabrion, aber schreiben Sie es nicht mit großen Buchstaben auf der Straße hin. Ich werde Sie bei dem Polizei-Commissär verklagen —“

Der Mann ging zornig fort.

„Anastasia,“ sprach Pipelet mit wehklagender Stimme, „ich überlebe das nicht, ich fühle es; der Tod sitzt mir im Herzen, und ich werde ihm nicht entgehen. Du siehst es, mein Name ist öffentlich mit dem seinigen verbunden worden. — Er wagt anzuzeigen, ich sei sein Freund, und das Publikum glaubt es. Ich theile es ihm selbst mit, — es ist ungeheuer, monströs, eine teuflische Idee. Aber das muß aufhören, — das Maaß ist voll. Einer muß unterliegen, er oder ich.“

Pipelet überwand seine gewöhnliche Apathie, faßte einen großen Entschluß, nahm das Portrait Cabrions und schritt nach der Thür zu.

„Wohin gehst Du, Alfred?“

„Zu dem Polizei-Commissär. — Ich werde sogleich das infame Schild ab- und mitnehmen und dem Commissär zurufen: „Vertheidigen, schützen Sie, rächen Sie mich! Befreien Sie mich von diesem Cabrion!“

„Wohl gesprochen, Alterchen! Geh, laufe, rühre Dich. Kannst Du das Schild nicht abnehmen, so bitte den Destillateur, daß er Dir helfe und eine kleine Leiter borge. Der Lump von Cabrion!

Hätte ich ihn da und ich dürfte es, ich würde ihn bei kleinem Feuer schmoren. Ja, es ist gewiß wahr, es werden Menschen geköpft, die lange nicht so schlecht sind wie er, der Bösewicht!"

Alfred zeigte bei dieser Gelegenheit eine großartige Langmuth. Trotz seinen Beschwerden gegen Cabrion fühlte er dennoch noch Mitleiden mit seinem Peiniger und sagte:

„Nein, nein, — seinen Kopf würde ich nicht verlangen, wenn ich es auch könnte —"

„Ich — ja, ich könnte es!" entgegnete Frau Pipelet.

„Nein," wiederholte Alfred, „ich liebe das Blut nicht, habe aber das Recht, die lebenslängliche Einsperrung dieses Uebelthäters zu verlangen; meine Ruhe fordert, meine Gesundheit befiehlt es; das Gesetz ist mir diese Genugthuung schuldig, und wenn sie mir nicht gewährt wird, verlasse ich Frankreich, mein schönes Frankreich. Das gewinnt man dabei."

In Schmerz versunken, schritt Alfred aus der Stube hinaus, gleich einem der imposanten Opfer des alten Fatums.

LXXXXVIII.

Cecily.

Ehe wir den Leser der Unterredung der Madame Seraphin und der Frau Pipelet beiwohnen lassen, müssen wir ihm mittheilen, daß Anastasia, ohne im Geringsten die Tugend und Frömmigkeit des Notars zu ahnen, die Strenge außerordentlich tadelte, mit welcher er gegen Louise Morel und Germain verfahren war. Der Natur der Sache nach traf Madame Seraphin in den Gedanken der Frau Pipelet derselbe Tadel; sie verhüllte aber, aus Klugheit und Gründen, die wir später mittheilen werden, ihre Abneigung gegen die Haushälterin unter der herzlichsten Aufnahme.

Nachdem Madame Seraphin das unwürdige Benehmen Cabrions förmlich gemißbilligt hatte, fuhr sie fort:

„Was wird denn aus dem Herrn Bradamanti (Polidori)? Ich habe ihm gestern Abend geschrieben und keine Antwort erhalten; diesen Vormittag komme ich zu ihm, und es ist Niemand da. Hoffentlich habe ich jetzt mehr Glück."

Frau Pipelet stellte sich sehr betrübt und antwortete:

„Herr Bradamanti ist noch nicht zurückgekommen.“

„Unerträglich!“

„Arme Madame Seraphin!“

„Und ich habe ihm so viel zu sagen!“

„Das ist Unglück!“

„Zumal ich Vorwände ersinnen muß, um hierherkommen zu können, denn wenn Herr Ferrand ahnte, daß ich einen Charlatan kenne, so würde es einen schönen Auftritt geben. Sie wissen, wie fromm, wie gewissenhaft er ist.“

„Wie Alfred. Der ist auch so dummfromm, daß er über alles erschrickt —“

„Und Sie wissen nicht, wann er zurückkommt?“

„Er hat Jemanden um sechs oder sieben Uhr bestellt und mich gebeten, der Person, die er erwartet, zu sagen, sie möchte wiederkommen, wenn er noch nicht zurück sei. Kommen Sie also Abends wieder, dann werden Sie ihn sicher treffen.“

In Gedanken setzte Anastasia hinzu: „rechne Du nur darauf, binnen einer Stunde ist er auf dem Wege nach der Normandie.“

„Ich werde also Abends wiederkommen,“ sagte Madame Seraphin verdrüßlich. Dann setzte sie hinzu: „ich hatte Ihnen auch sonst noch etwas zu sagen, werthe Frau Pipelet . . . Sie wissen was der Louise begegnet ist, die Jedermann für ein braves Mädchen hielt —?“

„Sprechen Sie nicht davon,“ antwortete die Frau Pipelet, indem sie die Augen zum Himmel emporrichtete; „es stehen einem dabei die Haare zu Berge.“

„Ich wollte Ihnen also sagen, daß wir kein Dienstmädchen mehr haben und daß Sie die Güte haben möchten, wenn Sie zu-

fällig von einem braven, gewilligen und arbeitsamen Mädchen hören, sie zu uns zu schicken. Gute Mädchen sind so selten, daß man nach allen Seiten hin nach ihnen suchen muß —"

„Beruhigen Sie sich, Madame Seraphin. Wenn ich etwas höre, werde ich es Ihnen melden. Gute Dienste sind eben so selten als gute Dienstboten."

Dann setzte Anastasia, aber immer in Gedanken hinzu: „sie sind häufiger, als daß ich Dir ein armes Mädchen schicken sollte, damit man es halb verhungern läßt; Dein Herr ist zu geizig und zu schlecht. Mit einem Male die arme Louise und den armen Herrn Germain anzuklagen!"

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen," fuhr Madame Seraphin fort, „wie ruhig es in unserem Hause ist; ein junges Mädchen, daß unsern Dienst erhält, kann nur gewinnen und die Louise muß sehr schlecht gewesen sein, da sie trotz den guten Lehren, die ihr Herr Ferrand gegeben hat, auf Abwege gerathen konnte."

„Gewiß, — gewiß; verlassen Sie sich nur auf mich; wenn ich von einem Mädchen höre, das Sie brauchen können, werde ich es sogleich zu Ihnen schicken."

„Noch etwas," fuhr Madame Seraphin fort. „Es liegt dem Herrn Ferrand sehr viel daran, ein Mädchen zu bekommen, die womöglich keine Familie hier hat, weil sie weniger in Versuchung geräth, sobald sie keine Gelegenheit zum Ausgehen hat. Wenn es sich so träfe, würde deshalb der Notar eine Waise vorziehen, erstlich weil es eine gute That wäre und dann, weil sie, wie gesagt, keine Veranlassung zum Ausgehen hätte. Diese Louise hat dem Notar eine empfindliche Lection gegeben. Nun ist er in der Wahl eines Dienstboten so schwierig. Ein solches Scandal in einem so frommen Hause wie es das unserige ist! — Nun, ich komme

heut Abend wieder und werde bei der Gelegenheit gleich einen Augenblick bei der Mutter Burette einsprechen."

„Heut Abend, Madame Seraphin; Sie werden Herrn Bradamanti gewiß treffen."

Madame Seraphin entfernte sich.

„Ist sie auf den Bradamanti erpicht!" dachte die Frau Pipelet bei sich; „was mag sie von ihm wollen? Und warum will er sie vor seiner Abreise nach der Normandie durchaus nicht sehen? Sie wird gewiß wieder abziehen müssen, zumal Herr Bradamanti die Dame erwartet, die schon gestern Abend dagewesen ist. Ich konnte sie nicht genau sehen, diesmal muß ich aber ihr Gesicht sehen, eben so gut wie das Dämchen des lumpigen Kommandanten. Er hat sich nicht wieder sehen lassen. — Ich werde aber auch sein Holz verbrennen, sein ganzes Holz; warum giebt er nur die lumpigen zwölf Francs! — Wer mag aber die Dame des Herrn Bradamanti sein? Ist sie vornehm oder nicht? Ich möchte es wohl wissen, denn neugierig bin ich wie eine Elster. — Der liebe Gott hat mich so erschaffen! — Da fällt mir ein prächtiger Gedanke ein, wie ich den Namen der Dame erfahren kann! Es gilt einen Versuch. Aber wer kommt da? Mein prächtiger Miethsmann! Ihre Dienerin, Herr Rudolph!" sagte Madame Pipelet, indem sie militärisch grüßend die Hand an die Perrücke legte.

Es war wirklich Rudolph. Er kannte den Tod des Herrn von Harville noch nicht.

„Guten Tag, Madame Pipelet," sagte er. „Ist Mamsell Lachtaube zu Hause? Ich muß mit ihr sprechen."

„Ist die Kleine nicht immer zu Hause und bei der Arbeit? Sie feiert niemals."

„Und wie geht es der Frau Morels? Erholt sie sich etwas?"

„Ja, Herr Rudolph, Dank sei es Ihnen oder dem Wohlthäter, in dessen Namen Sie handeln, sie ist jetzt mit ihren Kindern glücklich. Sie befinden sich wie die Fische im Wasser, haben Feuer, Luft, gute Betten, gute Speisen, eine Krankenwärterin und Mamsell Lachtaube, die trotz ihrem Fleiße, und wenn sie auch thut, als bekümmere sie sich um nichts, sie nicht aus den Augen läßt. Dann haben Sie der Frau Morels auch einen schwarzen Doctor geschickt. Ha! ha! ist denn der Schwarze der Doctor der Kohlenträger? Hm! Er kann ihnen an den Puls fühlen, ohne sich die Hände schwarz zu machen. Aber das ist wahr, ein gescheidter Arzt scheint er zu sein. Er hat der Frau einen Trank verordnet, der ihr sogleich gute Dienste geleistet hat."

„Die arme Frau! Sie muß noch immer sehr traurig sein."

„Ach ja, Herr Rudolph — der Mann verrückt, die Tochter im Gefängnisse! Sehen Sie, über die Louise grämt sie sich noch todt. Für eine rechtliche Familie ist es erschrecklich. Und eben war die Madame Seraphin da, die Haushälterin des Notars und schimpfte über das arme Mädchen. Warte nur! Sie schämte sich nicht, von mir zu verlangen, ich solle ihr ein anderes braves Mädchen schicken. Wie geizig der Notar ist! Denken Sie sich, das Dienstmädchen soll, wo möglich, eine Waise sein. Wissen Sie warum, Herr Rudolph? Weil eine Waise keine Eltern und also keine Ursache hat auszugehen. Aber das sagen sie nur so. Sie wollen ein armes Mädchen haben, das ganz allein in der Welt steht, damit sie mit ihm machen, es drücken und mißhandeln können wie sie wollen. Nicht wahr, Herr Rudolph?"

„Ja, ja," antwortete dieser in Gedanken versunken.

Er sah, als er erfuhr, daß Madame Seraphin eine Waise als Dienstmädchen an die Stelle Louisens suche, darin ein fast sicheres

Mittel, zur Züchtigung des Notars zu gelangen. Er änderte, während die Frau Pipelet sprach, in Gedanken die Rolle allmählig ab, die er bisher der Cecily zugedacht hatte, welche das Hauptwerkzeug der gerechten Strafe werden sollte.

„Ich wußte, daß Sie wie ich denken würden,“ fuhr Madame Pipelet fort; „ja, ich sage es noch einmal, sie wollen ein armes hilfloses Mädchen, dem sie am Lohne abdrücken können und ich werde mich wohl hüten, ihr Jemanden zu schicken. Erstens kenne ich Niemanden, aber wenn ich auch ein Mädchen kennte, so würde ich ihr lieber ab- als zureden, in jenes schlechte Haus zu gehen. Und ich hätte Recht, nicht wahr, Herr Rudolph?“

„Madame Pipelet, wollen Sie mir einen großen Gefallen thun?“

„Du lieber Gott, Herr Rudolph, soll ich durch's Feuer laufen, mir die Perrücke verbrennen? Oder soll ich Jemanden beißen? Reden Sie, ich thue alles, was Sie verlangen, — ich und mein Herz sind Ihre Sclaven, vorausgesetzt daß meinem Alfred kein Unrecht geschieht —“

„Beruhigen Sie sich, Madame Pipelet. Ich will Ihnen sogleich sagen, was ich wünsche. Ich möchte eine junge Waise unterbringen, eine Ausländerin. Sie ist noch nie in Paris gewesen und ich würde es gern sehen, wenn sie zu Ferrand käme.

„Was? In das Haus? Zu dem alten Geizhals?“

„Es ist doch immer ein Dienst. — Gefällt es dem Mädchen nicht dort, so kann sie ja wieder abziehen; sie verdient doch wenigstens sogleich ihren Unterhalt und ich werde unbesorgt sein können.“

„Nun, Herr Rudolph, es ist Ihre Sache, ich habe das Meinige gethan. — Wenn Sie den Dienst noch immer für gut fin-

den, — so steht es Ihnen frei und man muß allerdings, wenn man gerecht sein will, auch zugestehen, daß sich auch Manches für den Dienst bei dem Notar sagen läßt. Er ist geizig wie ein Hund, hart wie ein Esel, bigott wie ein Kirchner, das ist wahr, aber er ist ein rechtlicher Mann wie es wenige giebt. — Er giebt wenig Lohn, bezahlt aber pünktlich. — Das Essen ist schlecht, es reicht aber zu. Mit einem Worte, es ist ein Haus, in dem das Dienstmädchen arbeiten muß wie ein Pferd, wo es aber auch nicht auf schlechte Wege gebracht wird. Louise ... das war ein Zufall."

„Madame Pipelet, ich will Ihnen ein Geheimniß anvertrauen."

„So wahr ich Anastasia Pipelet geb. Galimord heiße, so wahr es einen Gott im Himmel giebt, so gewiß Alfred nur einen grünen Frack trägt, ich werde schweigen wie das Grab."

„Sie dürfen auch Herrn Pipelet nichts sagen."

„Ich schwöre es bei dem Haupte meines Alten, — wenn der Grund rechtschaffen ist —"

„Madame Pipelet!"

„Wir können ihm alles vormachen, denn er ist, was die Unschuld und die Bosheit betrifft, wie ein Kind von drei Monaten."

„Ich habe Vertrauen zu Ihnen. Hören Sie mich also an."

„Reden Sie —"

„Das junge Mädchen, das ich meine, hat einen Fehltritt gethan —"

„Wir kennen das. — Hätte ich nicht in meinem funfzehnten Jahre Alfred geheirathet, so hätte ich vielleicht funfzig Fehler, hundert gemacht. Ich war, wie Sie mich da sehen, ein wahres Pulverfaß. Zum Glück hat Pipelet mein Feuer in seiner Tugend gedämpft, sonst hätte ich wohl mit Männern Dummheiten

gemacht. Wenn also Ihr Mädchen nur einen Fehler gemacht hat, so ist noch nicht alle Hoffnung verloren —"

„Ich glaube es auch. Das Mädchen war im Dienst in Deutschland bei einer meiner Verwandten; der Sohn dieser Verwandten hat sie verführt, begreifen Sie nun —?"

„Freilich begreife ich es, — so gut, als wäre ich es selbst gewesen."

„Die Mutter jagte das Mädchen aus dem Hause, der junge Mann war aber so thöricht, das Aelternhaus auch zu verlassen und mit dem Mädchen hieher nach Paris zu kommen."

„Diese jungen Leute..."

„Nachdem der dumme Streich gemacht war, kamen sie zur Besinnung, zumal das Geld, das sie besaßen, verbraucht war. Mein junger Vetter wendete sich an mich und ich versprach ihm das Reisegeld nach Hause zu geben, wenn er das Mädchen hier zurücklassen wolle, für deren Unterkommen ich sorgen würde."

„Ich hätte nicht besser an meinem Sohne gehandelt, wenn ich einen bekommen hätte."

„Es freut mich, daß Sie mein Benehmen billigen; freilich ist es nun sehr schwer, das Mädchen unterzubringen, da sie fremd ist und Niemand für sie bürgen kann. Wenn Sie der Madame Seraphin sagen wollten, ein Verwandter von Ihnen, der in Deutschland wohne, habe das Mädchen zu Ihnen geschickt und sie Ihnen empfohlen, so nähme der Notar sie vielleicht in Dienst und ich wäre in doppelter Hinsicht darüber erfreut. Da Cecily, so heißt sie, nur verleitet worden ist, so würde sie in einem so strengen Hause, wie es das des Notars ist, gewiß wieder auf einen bessern Weg kommen. Aus diesem Grunde namentlich sehe ich das Mädchen gern bei dem Herrn Ferrand. — Ich brauche nicht zu sagen,

daß wenn sie von Ihnen, einer so achtbaren Frau, empfohlen wird ..."

„Ach, Herr Rudolph!"

„Madame Seraphin sie gewiß annimmt, während wenn ich sie empfehle —"

„Ich weiß das. — Es ist gerade so, als wenn ich einen jungen Mann empfehlen wollte. — Also abgemacht. Ich stehe Ihnen dafür, Herr Rudolph. Ich werde der Madame Seraphin sagen, ich hätte, ich weiß nicht seit wie lange, eine Cousine in Deutschland gehabt; sie wäre, wie ich erfahren, gestorben wie ihr Mann und ich hätte nun ihre Tochter auf dem Halse —"

„Sehr gut ... Sie bringen dann Cecily selbst zu Herrn Ferrand, ohne weiter mit Madame Seraphin zu sprechen. — Da Sie Ihre Cousine seit zwanzig Jahren nicht gesehen, so werden Sie nichts zu antworten haben, als daß Sie seit ihrer Reise nach Deutschland nichts von ihr gehört —"

„Aber wenn das Mädchen nur deutsch spricht?"

„Sie spricht vollkommen gut französisch; ich werde ihr ihre Rolle einlernen und Sie haben deshalb weiter nichts zu thun, als sie der Madame Seraphin dringend zu empfehlen — oder nein, sie würde dann vielleicht glauben, das Mädchen solle ihr aufgenöthigt werden. Sie wissen, man braucht bei manchen Personen nur um etwas zu bitten, um sogleich eine abschlägige Antwort zu erhalten."

„Ja wohl! Ja wohl!"

„Machen Sie also der Madame Seraphin keinen Antrag und lassen Sie dieselbe selbst damit kommen. Sagen Sie ihr nur, Cecily sei eine Waise, fremd, sehr jung, sehr hübsch, sie würde Ihnen sehr zur Last sein und Sie wären ihr nicht eben sehr ge-

geneigt, da Sie mit Ihrer Schwester auf gespanntem Fuße gestanden hätten."

„Ei, wie Sie doch boshaft sind! Aber wie gut wir zusammenpassen! Wenn ich bedenke, daß Sie in meinem Alter gewesen wären, als ich Feuer und Flamme war, wahrhaftig, ich weiß nicht . . . und Sie?"

„Still! Wenn Herr Pipelet —"

„Freilich, freilich! Der arme Alte! — Ein neuer Streich von dem schändlichen Cabrion! Ich werde Ihnen das später erzählen. — Ueber Ihr Mädchen können Sie ganz ruhig sein; ich wette, daß ich die Seraphin so weit bringe, daß sie mich selbst auffordert, meine Verwandte zu ihr zu geben."

„Wenn es Ihnen gelingt, meine liebe Madame Pipelet, so erhalten Sie von mir hundert Francs. Ich bin nicht reich, aber —"

„Spotten Sie über die Leute, Herr Rudolph? Glauben Sie daß ich aus Eigennutz handele? Du lieber Gott, aus purer Freundschaft. — Hundert Francs!"

„Bedenken Sie, daß ich mit dieser Summe nicht weit kommen würde, wenn mir das Mädchen lange auf dem Halse bliebe. — Nach einigen Monaten —"

„Ich werde also die hundert Francs nehmen, Herr Rudolph, um Ihnen einen Gefallen zu thun. — Aber ist es nicht als hätten wir in der Lotterie gewonnen, daß Sie in das Haus gezogen sind? Ich kann es von den Dächern ausschreien, daß Sie der allerbeste Abmiether sind. — Aber da kommt ein Fiacre. — Gewiß die Dame des Herrn Bradamanti. — Sie war gestern schon da, aber ich konnte ihr Gesicht nicht sehen. — Heute muß ich sie sehen und ich habe mir auch ein Mittel erdacht, ihren Namen zu erfahren. — Geben Sie Acht, — es wird Ihnen Spaß machen."

„Nein, nein, Madame Pipelet, es liegt mir sehr wenig an dem Namen und dem Gesichte der Dame,“ antwortete Rudolph, indem er weiter zurücktrat in der kleinen Wohnung.

„Madame,“ rief Anastasia, indem sie der Eintretenden entgegeneilte, „wohin wollen Sie?“

„Zu dem Herrn Bradamanti,“ antwortete die Dame, offenbar sehr verdrüßlich darüber, sich so angehalten zu sehen.

„Zu dem Herrn Bradamanti? Er ist nicht zu Hause.“

„Das ist nicht möglich. Er hat mich bestellt.“

„Er ist nicht zu Hause.“

„Sie irren sich —“

„Ich irre mich keineswegs,“ sagte die Portiersfrau, indem sie geschickt manövrirte, um das Gesicht der Dame zu sehen. — „Herr Bradamanti ist ausgegangen, — er ist nicht zu Hause — außer für eine Dame —“

„Nun das bin ich . . . Lassen Sie mich gehen —“

„Ihr Name, Madame? Ich werde sehen, ob es der Name der Person ist, die ich zu Bradamanti lassen soll. — Wenn Sie diesen Namen nicht führen, so lasse ich Sie unter keiner Bedingung weiter —“

„Er hat Ihnen meinen Namen genannt!“ sagte die Dame eben so verwundert als verlegen.

„Ja, Madame.“

„Wie unvorsichtig!“ flüsterte die Dame, die nach einiger Zögerung ungeduldig und leise, als hätte sie gefürchtet gehört zu werden, hinzusetzte: „nun ich heiße Frau von Orbigny.“

Rudolph zuckte bei diesem Namen zusammen.

Es war der Name der Stiefmutter der Frau von Harville.

Statt in dem Schatten zu bleiben, trat er vor und er erkannte in dem Lichte des Tages und der Lampe leicht die Frau, die ihm Clemence mehr als einmal geschildert hatte.

„Frau von Orbigny?" wiederholte die Frau Pipelet, „ja das ist der Name, den mir Herr Bradamanti nannte. Sie können hinauf gehen, Madame."

Die Stiefmutter der Frau von Harville ging schnell vor der Portiersstube vorüber.

„Angeführt! angeführt!" rief die Frau Pipelet triumphirend; „ich weiß ihren Namen! Orbigny heißt sie! Ist mein Mittel nicht gut, Herr Rudolph? Aber was haben Sie? Sie stehen ja in tiefen Gedanken da!"

„Ist die Dame schon einmal bei Bradamanti gewesen?" fragte Rudolph.

„Ja, gestern Abend, und sobald sie fort war, ging auch Herr Bradamanti aus, wahrscheinlich um seinen Platz auf der Post zu bestellen, denn er will heute fortreisen und bat mich, seine Sachen in das Postbureau zu bringen, weil er dem kleinen Lahmen nicht traut."

„Und wohin reiset Herr Bradamanti? Wissen Sie es?"

„In die Normandie — auf der Straße von Alençon hin."

Rudolph erinnerte sich, daß das Landgut Aubiers, das Orbigny bewohnte, in der Normandie lag. Kein Zweifel also, der Charlatan reiste zu dem Vater der Frau von Harville, und gewiß in schlechter Absicht.

„Seine Abreise wird der Madame Seraphin sehr unangenehm sein," fuhr die Frau Pipelet fort. „Sie will Herrn Bradamanti durchaus sehen und er vermeidet dies so viel er kann, denn er hat mir empfohlen, ihr zu verschweigen, daß er heute Abend um sechs

Uhr abreise. Wenn sie wiederkommt, ist er über alle Berge. Ich werde bei dieser Gelegenheit von Ihrem Mädchen mit ihr sprechen. — Wie hieß sie? Cice?"

„Cecily —"

„Ich werde mir ein Stückchen Papier in meine Schnupftabacksdose legen, um den verteufelten Namen nicht zu vergessen. — Cici — Caci — Cecily, richtig, so war's!"

„Ich gehe jetzt zu Mamsell Lachtaube hinauf," sagte Rudolph zu der Portiersfrau.

„Wollen Sie meinen Alten nicht guten Tag sagen, wenn Sie wieder herunterkommen? — Er hat sich schwer geärgert und wird es Ihnen erzählen. Der Unmensch Cabrion hat wieder einen Streich ausgeführt —"

„Ich werde immer Antheil an dem Kummer Ihres Mannes nehmen, Madame Pipelet —"

Nach diesen Worten ging Rudolph, der den Besuch der Frau von Orbigny bei Polidori nicht aus den Gedanken bringen konnte, zur Lachtaube hinauf.

LXXXXIX.

Der erste Kummer der Lachtaube.

Das Stübchen der Lachtaube war wie immer niedlich und reinlich; die große silberne Taschenuhr in einem hölzernen Gehäuse auf dem Kamine zeigte die vierte Stunde an. Die Kälte hatte nachgelassen und die sparsame Näherin deshalb kein Feuer angemacht.

Kaum bemerkte man von dem Fenster aus ein Stückchen blauen Himmels über der unregelmäßigen Masse von Dächern, Dachstuben und hohen Schornsteinen, welche auf der andern Seite der Straße den Horizont bildeten.

„Plötzlich färbte ein Sonnenstrahl, der sich gleichsam verirrt hatte und zwischen zwei hohen Giebeln hindurch schien, einige Augenblicke lang mit glänzend röthlicher Farbe den Fußboden des Stübchens des jungen Mädchens.

Lachtaube saß, mit ihrer Arbeit beschäftiget, an dem Fenster und ihr liebliches Profil zeichnete sich auf dem leuchtenden durchsichtigen Glase ab, wie ein Camée von rosiger Weiße auf einem goldenen Grunde.

Die Sonne glänzte auf ihrem schwarzen Haar, das am Hinterkopfe zusammengeschlungen war und gab ihren kleinen fleißigen Händen, welche mit unvergleichlicher Geschwindigkeit die Nadel handhabten, eine warme bernsteinartige Farbe.

Die langen Falten ihres braunen Kleides, von welchem die Zäckchen einer grünen Schürze abstachen, verhüllten zur Hälfte ihren Strohstuhl; ihre beiden niedlichen Füße stützten sich auf ein Fußbänkchen, das vor ihr stand.

Sowie ein großer Herr bisweilen aus Laune die Wände einer Hütte unter glänzenden Draperien verhüllt, so beleuchtete die untergehende Sonne einen Augenblick das Zimmerchen mit tausendfarbigem Widerscheine, blitzte auf den glänzend polirten Nußbaummeubles, spiegelte sich auf dem Fußboden wie auf Kupfer und umgab den Käfig der Vögel gleichsam mit einem goldenen Gegitter.

Trotz diesem freundlichen Sonnenstrahle hüpften die beiden Vögel unruhig in dem Käfige umher und sangen, gegen ihre Gewohnheit, nicht.

Auch Lachtaube sang, gegen ihre Gewohnheit, nicht und alle drei zwitscherten nie ohne einander. Fast immer gab der frische Morgengesang des Mädchens die Veranlassung zu dem Gesange der beiden Vögel, die träger waren und ihr Nest so früh nicht verließen.

Dann folgte ein Wettkampf im Singen und die Vögel trugen nicht immer den Sieg davon.

Lachtaube sang nicht mehr, weil sie zum ersten Male in ihrem Leben einen Kummer empfand.

Der Anblick der Armuth Morels hatte sie zwar oft tief ergriffen,

aber den Armen sind solche Bilder zu gewöhnlich, als daß ihre Gefühle dauernd davon ergriffen werden können.

Nachdem das Mädchen den Armen fast jeden Tag beigestanden, so viel es ihr möglich war, nachdem sie mit ihnen und über sie geweint hatte, empfand sie zu gleicher Zeit Rührung und Freude, Rührung über das Unglück, Freude über sich selbst und ihr weiches Herz.

Aber das war kein Kummer; bald gewann der natürliche heitere Sinn des Mädchens die Ueberhand wieder und dann fühlte sie sich, ohne Selbstsucht, blos durch Vergleichung, so glücklich in ihrem Stübchen, daß ihre Traurigkeit bald ganz verging.

Dieses bewegliche Gefühl war so frei von Persönlichkeit, daß es das Mädchen fast für eine Pflicht hielt, mit denen zu theilen, die noch ärmer waren als sie, um ohne Gewissenspein sich einer Existenz erfreuen zu können, die allerdings wohl sehr precair, aber ganz durch eigene Arbeit gewonnen war und die ihr, in Vergleich mit der Noth der Familie des Steinschneiders, fast luxuriös vorkam.

„Um mit Ruhe singen zu können, wenn man Leute neben sich hat, die so sehr zu beklagen sind," sagte sie, „muß man sie soviel als möglich unterstützt haben."

Ehe wir dem Leser die Ursache des *ersten Kummers* der Lachtaube mittheilen, möchten wir ihn über die *Tugend* dieses jungen Mädchens vollkommen beruhigen.

Wir bedauern, das ernste, feierliche, gewichtige Wort „Tugend" zu gebrauchen, das fast immer auch an schmerzliche Opfer, an peinlichen Kampf gegen die Leidenschaften und an ernstes Nachdenken über das Ende aller irdischen Dinge erinnert.

Das war die Tugend der Lachtaube nicht.

Sie hatte weder gekämpft, noch viel nachgedacht.

Sie hatte gearbeitet, gelacht und gesungen.

Ihre „Unschuld“, wie sie einfach und aufrichtig zu Rudolph sagte, hing besonders von der Zeitfrage ab. Sie hatte nicht Muße gehabt, verliebt zu sein.

Da sie vor allem heiter, arbeitsam und ordnungliebend war, so hatten, ihr unbewußt, die Ordnung, die Arbeit, die Heiterkeit sie vertheidiget, erhalten, gerettet.

Man findet diese Moral vielleicht leichtfertig, leichtsinnig; aber was liegt an der Ursache, wenn nur die Wirkung da ist!

Was kommt auf die Richtung der Wurzeln der Pflanze an, wenn nur die Blüte sich rein, glänzend und duftig entfaltet!

Wir haben bei unserm Utopien über die Aufmunterung, die Unterstützung und Belohnung, welche die Gesellschaft den Handwerkern und Arbeitern zuerkennen sollte, die sich durch hohe sociale Eigenschaften auszeichnen, von jener Tugendspionirerei, einem Plane des Kaisers gesprochen.

Denken wir uns diesen fruchtbringenden Gedanken des großen Mannes ausgeführt. —

Einer jener ächten Menschenfreunde, welcher von ihm den Auftrag erhalten, die Tugend aufzusuchen, hat die Lachtaube gefunden.

Obgleich verlassen, rath- und hülflos, und allen Gefahren ihrer Armuth, allen Verführungen ausgesetzt, welche die Jugend und Schönheit umringen, ist das reizende Mädchen doch rein geblieben; ihr rechtschaffenes, arbeitsames Leben könnte als Lehre und Beispiel dienen.

Verdiente nicht dieses Mädchen, wir wollen nicht sagen eine Belohnung, eine Unterstützung, aber einige billigende, ermuthigende

freundliche Worte, welche ihr das Bewußtsein ihres Werthes gäben, sie in ihren eigenen Augen erhöhten und selbst für die Zukunft nöthigten, auf demselben Wege zu verharren?

Sie wüßte, daß man ihr mit theilnehmendem schützenden Blicke auf der schwierigen Bahn folgte, auf welcher sie mit so viel Muth und Heiterkeit dahin wandelt;

Sie wüßte, daß, wenn eines Tages Mangel an Arbeit oder Krankheit das Gleichgewicht dieses armen thätigen Lebens zu stören drohte, das ganz auf der Arbeit und der Gesundheit beruht, sie eine kleine Unterstützung finden würde, die sie vollkommen verdiente.

Man wird diese schützende Aufsicht, mit der wir die Personen umgeben sehen möchten, die ihres vortrefflichen Lebens wegen der Theilnahme vorzugsweise würdig sind, für unmöglich erklären.

Die Gesellschaft scheint aber diese Aufgabe bereits gelöst zu haben.

Hat sie nicht die Beaufsichtigung durch die hohe Polizei erdacht zu dem allerdings sehr nützlichen Zwecke, die Lebensweise der gefährlichen Personen, die sich als solche bereits erwiesen haben, fortwährend zu controliren?

Warum sollte die Gesellschaft nicht auch eine Beaufsichtigung der Guten ausüben können?

Doch wir kehren aus diesem Utopien zurück zu der Veranlassung des ersten Kummers der Lachtaube.

Die Nachbarn der Grisette hatten, mit Ausnahme Germains, des ernsten, rechtlichen jungen Mannes, die originelle Vertraulichkeit und ihre angebotene gute Nachbarschaft zuerst für eine sehr bedeutsame Herausforderung angesehen, zu ihrer Verwunderung und ihrem Verdrusse aber bald anerkennen müssen, daß sie

an Lachtaube wohl eine liebenswürdige und heitere Gesellschafterin bei ihrer sonntäglichen Erholung, eine gefällige und gutmüthige Nachbarin, aber keineswegs eine Geliebte finden würden.

Ihre anfangs ziemlich große Verwunderung, ihr großer Verdruß waren sodann allmälig der offenherzigen, reizenden guten Laune des Mädchens gewichen und sodann, wie sie selbst sehr richtig gegen Rudolph bemerkte, stolz darauf geworden, Sonntags ein so hübsches Mädchen am Arme zu haben, das ihnen in mehr als einer Art Ehre machte (über den Schein setzte sich Lachtaube leicht hinweg), das ihnen wenig Aufwand verursachte, durch seine Liebenswürdigkeit das Vergnügen aber mehr als verdoppelte.

Uebrigens war das liebe Mädchen so leicht zufrieden gestellt; an Tagen der Noth kaute sie mit ihren kleinen weißen Zähnen fröhlich und vergnügt auch ein Stück hartes schwarzes Brod und freute sich über eine Promenade auf den Boulevards.

Wenn unsere Leser sich einigermaßen für Lachtaube interessiren, so werden sie gestehen, daß es sehr thöricht oder sehr gefühllos gewesen sein würde, einmal wöchentlich dieses bescheidene Vergnügen einem so anmuthigen Mädchen zu versagen, das übrigens kein Recht hatte eifersüchtig zu sein, und deshalb ihre Begleiter auch nicht hinderte, sich bei minder grausamen Schönen schadlos zu halten.

Nur Franz Germain baute keine thörichte Hoffnung auf das vertrauliche Zusammenleben mit dem jungen Mädchen; er errieth, aus Instinct des Herzens oder Scharfsinn, gleich am ersten Tage, wie viel Annehmlichkeiten und Reiz ihm die Freundschaft gewähren müßte, welche ihm Lachtaube antrug.

Was nothwendiger Weise geschehen mußte, geschah.

Germain verliebte sich leidenschaftlich in seine Nachbarin, ohne aber zu wagen, ihr seine Liebe zu gestehen.

Germain hatte, — weit entfernt, seine Vorgänger nachzuahmen, die, nachdem sie die Ueberzeugung erlangt hatten, daß ihre Bemühungen bei Lachtaube vergeblich sein würden, sich durch andere Liebschaften trösteten, trotzdem aber mit ihrer Nachbarin fortwährend im besten Vernehmen standen, — mit innigem Behagen sich an dem freundschaftlichen Verhältnisse ergötzt und nicht blos den Sonntag, sondern auch alle Abende, die ihm frei blieben, bei dem Mädchen zugebracht. Lachtaube war in allen diesen langen Stunden heiter, lustig, ja ausgelassen gewesen, Germain dagegen glücklich, aufmerksam, ernst, bisweilen sogar etwas traurig.

Diese Traurigkeit war das einzige Unangenehme an ihm, denn sein Benehmen konnte mit der lächerlichen Anmaßung Giraudeaus, des Reisenden, oder mit der lärmenden Excentricität Cabrions gar nicht verglichen werden; aber Giraudeau gewann durch seine unerschöpfliche Geschwätzigkeit, der Maler durch seine nicht minder unerschöpfliche Heiterkeit den Sieg über Germain, dessen milder Ernst der Nachbarin einigermaßen imponirte.

Lachtaube hatte also bis dahin keinen ihrer drei Anbeter auf eine merkliche Art ausgezeichnet; da es ihr aber an einem gesunden Urtheil nicht fehlte, so fand sie, daß Germain allein alle die Eigenschaften besitze, welche eine verständige Frau glücklich machen können.

Nachdem wir dies vorausgeschickt haben, wollen wir sogleich erzählen, warum Lachtaube betrübt war und warum sie mit ihren Vögeln nicht sang.

Ihr rundes frisches Gesichtchen war etwas blaß geworden; ihre großen schwarzen Augen, die meist von Lust und Fröhlichkeit

strahlten, erschienen matter und trüber; aus ihren Zügen sprach eine ungewohnte Abspannung. Sie hatte einen großen Theil der Nacht hindurch gearbeitet.

Von Zeit zu Zeit warf sie einen traurigen Blick auf einen Brief, der aufgeschlagen auf dem Tische neben ihr lag; diesen Brief hatte ihr Germain gesandt, und er lautete so:

„Gefängniß der Conciergerie.

„Mademoiselle!

„Sie werden sich die Größe meines Unglücks nach dem Orte „denken können, von dem aus ich Ihnen schreibe. — Ich bin im „Gefängniß als — Dieb. Ich bin schuldig in Aller Augen, und „doch wage ich an Sie zu schreiben.

„Es würde mir schrecklich sein, wenn ich glauben müßte, daß „auch Sie mich für einen gesunkenen, verbrecherischen Menschen „hielten. — Ich beschwöre Sie also, verdammen Sie mich nicht, „bevor Sie diesen Brief gelesen haben. — Wenn Sie mich auch „zurückwiesen, würde mich das ganz niederdrücken.

„Hören Sie, was geschehen ist.

„Ich wohnte seit einiger Zeit nicht mehr in der Rue du Tem„ple, wußte aber durch die arme Louise, daß die Familie Morel, „an der wir, Sie und ich, so innigen Antheil nahmen, in immer „schrecklichere Noth gesunken war. Mein Mitleiden mit diesen „armen Leuten hat mich in das Unglück gebracht. — Zwar be„reue ich es nicht, aber mein Schicksal ist doch grausam.

„Gestern war ich bis spät in die Nacht bei Herrn Ferrand „geblieben, um dringende Arbeiten zu beendigen. In dem Zim„mer, in welchem ich arbeitete, befand sich ein Schreibpult, in „welches der Notar jeden Tag das einschloß, was ich gearbeitet „hatte. An jenem Abende kam er mir sehr unruhig und bewegt

„vor. „Gehen Sie nicht fort, bis diese Rechnungen in Ordnung „gebracht sind, und legen Sie dieselben in das Pult; ich lasse Ih- „nen den Schlüssel da.“ Damit ging er fort.

„Nachdem ich mit meiner Arbeit zu Ende gekommen, zog ich „den Kasten heraus, um die Papiere hineinzulegen; unwillkürlich „fielen meine Augen auf einen offenen Brief, in welchem ich den „Namen Hieron. Morel sah.

„Ich gestehe, daß ich neugierig genug war, diesen Brief zu „lesen, weil es sich um den unglücklichen Morel handelte; ich er- „fuhr auf diese Weise, daß derselbe den nächsten Tag wegen eines „Wechsels von 1300 Frcs. auf Antrieb Ferrands verhaftet werden „sollte, der ihn unter einem angenommenen Namen in das Ge- „fängniß bringen lassen wollte.

„Der Brief war von dem Geschäftsagenten des Notars. Ich „kannte die Lage der Familie Morel so genau, daß ich wohl be- „urtheilen konnte, welcher fürchterliche Schlag die Einsperrung des „Mannes für sie sein mußte. Ich war eben so betrübt wie un- „willig. Leider erblickte ich neben dem Briefe ein offenes Käst- „chen mit Gold, 2000 Frcs. In diesem Augenblicke hörte ich „Louisen die Treppe herunter kommen; ich nahm, ohne über die „Bedeutung meines Thuns nachzudenken, 1300 Frcs. von dem „daliegenden Gelde, wartete in der Flur auf Louisen, drückte ihr „das Geld in die Hand und sagte zu ihr: „Morgen mit Tages- „anbruch soll Ihr Vater verhaftet werden wegen 1300 Frcs.; hier „ist das Geld, retten Sie ihn, sagen Sie aber nicht, daß Sie das „Geld von mir erhalten haben. — Ferrand ist ein schlechter „Mensch.“

„Sie sehen, Mademoiselle, meine Absicht war gut, meine

„That aber allerdings schlecht; ich verschweige nichts. Nun meine „Entschuldigung.

„Ich hatte mir die kleine Summe von 1500 Frcs. erspart „und sie einem Bankier übergeben. Vor acht Tagen hatte die„ser mir angezeigt, daß die Zeit, für welche ich ihm das Geld „gegeben, abgelaufen sei und er die Summe für mich bereit halte, „wenn ich sie ihm nicht länger zu lassen gedenke.

„Ich besaß also mehr, als ich von dem Notar nahm; ich „konnte am nächsten Tage meine 1500 Frcs. einziehen; aber der „Cassirer des Bankiers kam vor Mittag nicht in das Geschäft, „und Morel sollte gleich bei Tagesanbruch verhaftet werden; ich „mußte diesen also in den Stand setzen, gleich früh bezahlen zu „können, wenn er nicht vor den Augen seiner Frau, welche dieser „Unfall umbringen konnte, verhaftet und fortgeführt werden sollte. „Ueberdies hätte der Arme die Kosten der Verhaftung zu bezahlen „gehabt, wenn ich ihn auch später wieder aus dem Gefängnisse „befreit hätte. Sie sehen ein, daß alle diese Unfälle nicht eintreten „konnten, wenn ich die 1300 Frcs. nahm, welche ich am nächsten „Tage wieder hinlegen zu können glaubte, ehe Ferrand etwas be„merkt. Leider täuschte ich mich.

„Ich ging von Ferrand fort und dachte nun erst über meine „gefährliche Lage nach; tausend Besorgnisse peinigten mich; ich „kannte die Strenge des Notars; er konnte nach meinem Wegge„hen in dem Pulte nachgesehen und den Diebstahl bemerkt haben, „denn in seinen, in Aller Augen ist es ein Diebstahl.

„Diese Gedanken machten mich höchst unglücklich; ob es gleich „schon spät war, ging ich doch noch zu dem Bankier, um ihn zu „bitten, mir mein Geld sogleich zu übergeben. Ich würde Gründe „für diese ungewöhnliche Bitte angegeben und dann zu Ferrand

„zurückgegangen sein, um das dort weggenommene Geld wieder „hinzulegen.

„Leider befand sich der Bankier seit zwei Tagen in Belle„ville, in einem Landhause, wo er besondere Einrichtungen treffen „ließ; ich erwartete den Tag mit zunehmender Angst und kam end„lich in Belleville an. Alles schien sich gegen mich verschworen „zu haben; der Bankier war eben wieder nach Paris zurückgekehrt; „ich folgte ihm dahin, erhielt endlich mein Geld und ging zu „Ferrand. — Alles war bereits entdeckt.

„Das ist indeß nur ein Theil meines Unglücks; der Notar „beschuldigt mich jetzt, ihm 15,000 Frcs. in Banknoten gestohlen „zu haben, die nebst 2000 Frcs. in Gold in dem Pulte gelegen „haben sollen. Es ist dies eine schändliche Anklage, eine imfame „Lüge. Ich gestehe die Wegnahme der 1300 Frcs., schwöre Ih„nen aber bei Allem, was heilig ist, daß ich den zweiten Diebstahl „nicht begangen habe. Ich habe keine Banknoten in dem Pulte „gesehen; es lagen nur 2000 Frcs. in Gold da, wovon ich die „1300 Frcs. nahm, welche ich zurückgebracht habe.

„Das ist die Wahrheit, Mademoiselle. Es lastet eine unge„heure Anklage auf mir, aber Sie müssen wissen, daß ich unfähig „bin zu lügen. — Werden Sie mir glauben? Leider kann, wie „Ferrand zu mir sagte, der, welcher eine kleine Summe nahm, auch „eine größere entwendet haben, und seine Worte verdienen keinen „Glauben.

„Ich habe Sie immer so gütig, so aufopfernd für Unglück„liche gefunden, Mademoiselle; ich weiß, daß Sie so brav und red„lich sind, und wie ich hoffe, wird Sie auch hier bei der Würdi„gung der Wahrheit Ihr Herz lenken. — Mehr verlange ich nicht. „Schenken Sie meinen Worten Glauben, und Sie werden mich

„ebenso beklagen wie tadeln, denn, ich wiederhole es, meine Absicht „war gut; Umstände, die ich unmöglich voraussehen konnte, haben „mich in das Unglück gestürzt.

„Ach, Mademoiselle, ich bin sehr unglücklich! Wenn Sie wüß„ten, unter welchen Menschen ich leben muß, bis meine Sache be„endigt ist!

„Gestern brachte man mich an einen Ort, welchen man das „Depot der Polizeipräfectur nennt. Ich kann Ihnen nicht sagen, „was ich empfand, nachdem ich eine dunkle Treppe hinaufgegangen „und vor einer Thüre mit einem eisernen Pförtchen ankam, das „man öffnete und dann hinter mir wieder schloß.

„Ich war so aufgeregt, daß ich anfangs gar nichts sah. Eine „warme, unangenehm riechende Luft drang mir entgegen; ich hörte „einen großen Lärm von Stimmen, untermischt mit Lachen, Aus„drücken des Zornes und unzüchtigen Gesängen; unbeweglich blieb „ich an der Thüre stehen, blickte auf die steinernen Platten des „Fußbodens, wagte weder weiter zu gehen noch die Augen aufzu„schlagen und glaubte, daß Jedermann mich beobachte.

„Man kümmerte sich nicht um mich; ein Gefangener mehr „oder weniger, ist diesen Leuten sehr gleichgiltig. Endlich wagte „ich, den Kopf emporzurichten. Mein Gott, welche häßliche Ge„sichter! Welche zerlumpte Anzüge! Welcher Schmutz! Ueberall „die äußern Zeichen der Armuth und des Lasters. Es waren vier„zig bis funfzig Leute da, die auf an den Wänden befestigten „Bänken saßen oder lagen, oder dastanden, Vagabunden, Diebe, „Mörder, Alle, welche die Nacht oder den Tag über verhaftet wor„den waren.

„Da sie meine Anwesenheit nicht beachteten, so fand ich einen „traurigen Trost in dem Gedanken: sie fühlten es, daß ich keiner

„der ihrigen sei. Einige sahen mich mit frechen spöttischen Blicken „an und sprachen dann leise unter einander in einer häßlichen „Sprache, die ich nicht verstand. Kurz darauf schlug mich der „Kühnste auf die Achsel und verlangte Geld von mir zur Bezah- „lung meines Willkommens.

„Ich gab einige Geldstücke und hoffte, auf diese Weise wieder „Ruhe zu erhalten; aber sie waren damit nicht zufrieden und ver- „langten mehr. Ich schlug es ab; da umringten mich mehrere „und überschütteten mich mit Schimpfreden und Drohungen; sie „wollten sogar über mich herfallen, als zum Glück ein Aufseher „den Lärm hörte und eintrat; ich beklagte mich gegen ihn; er ver- „langte, daß man das Geld zurückgäbe, das ich hingegeben, und „sagte, ich würde, wenn ich es verlange, für eine geringe Summe „in die sogenannte Pistole geführt werden, d. h. in eine Stube, „wo ich allein sein würde. Ich nahm dieses Anerbieten mit Dank „an und verließ diese Banditen unter den Drohungen derselben für „die Zukunft, denn wir würden, sagten sie, schon wieder zusammen- „kommen.

„Der Aufseher brachte mich in meine Zelle, wo ich die Nacht „über blieb.

„Von da aus schreibe ich Ihnen diesen Morgen; nach dem „Verhöre werde ich in ein anderes Gefängniß, La Force, gebracht „werden, wo ich leider mehrere meiner Gefährten aus dem De- „pot wieder zu finden fürchte.

„Der Aufseher, den mein Schmerz und meine Thränen rühr- „ten, hat mir versprochen, Ihnen diesen Brief zuzusenden, obgleich „solche Gefälligkeiten streng verboten sind.

„Ich erwarte eine letzte Gefälligkeit von Ihrer ehemaligen

„Freundschaft, wenn Sie sich dieser Freundschaft jetzt nicht „schämen.

„Meine Bitte ist folgende:

„Mit diesem Briefe zugleich werden Sie einen kleinen Schlüs„sel und einige Zeilen für den Portier des Hauses erhalten, in „welchem ich wohnte, Boulevard St. Denis, Nr. 11. Ich zeige „ihm an, daß Sie gleich mir selbst über alles verfügen können, „was mir gehört, und daß er Ihre Befehle auszuführen hat. Er „wird Sie in mein Zimmer führen. Haben Sie die Güte, mit „dem Schlüssel, den ich Ihnen sende, meinen Secretair zu öffnen; „Sie werden ein großes Packet mit verschiedenen Papieren finden, „die Sie für mich aufbewahren mögen; eines dieser Papiere ist, „wie Sie sehen werden, an Sie selbst adressirt; andere sind in „Bezug auf Sie in einer glücklichen Zeit geschrieben. — Werden „Sie nicht bös darüber; Sie sollten nie etwas davon erfahren.

„Ich bitte Sie auch, das wenige Geld zu nehmen, das sich „in dem Secretair befindet, sowie ein Atlastäschchen, das ein klei„nes seidenes Cravattentuch enthält, welches Sie bei unsrem letz„ten Sonntagsspaziergange trugen und das Sie mir an dem „Tage gaben, als ich das Haus in der Rue du Temple verließ.

„Ich wünsche auch, daß Sie, mit Ausnahme der wenigen „Wäsche, welche Sie mir nach La Force schicken mögen, die Meu„bles und übrigen Habseligkeiten verkaufen, die ich besitze. Ob „ich freigesprochen, ob ich verurtheilt werde, gebrandmarkt bin ich „doch und muß Paris verlassen. Wohin ich mich wenden, wovon „ich leben werde, das weiß Gott.

„Madame Bouvard, die Trödlerin im Temple, die mir schon „mehrere Gegenstände verkauft und abgekauft hat, übernähme viel„leicht Alles; sie ist eine ehrliche Frau; diese Anordnung würde Ihnen

„viel Mühe ersparen, und ich weiß, wie kostbar die Zeit für „Sie ist.

„Ich habe meine Miethe vorausbezahlt und bitte Sie also, „nur dem Portier eine kleine Gratification zu geben. Verzeihen „Sie mir, daß ich Sie mit allen diesen Dingen belästige; aber „Sie sind die einzige Person in der Welt, an die ich mich wenden „kann und an die ich mich zu wenden wage.

„Ich hätte diesen Freundschaftsdienst von einem der Schreiber „Ferrands verlangen können, der mein Freund ist, aber ich fürchte „sein Ausplaudern in Bezug auf mehrere Papiere; einige dersel- „ben betreffen Sie, wie ich schon erwähnt habe; andre beziehen sich „auf traurige Ereignisse in meinem Leben.

„Glauben Sie mir, Mademoiselle, dieser letzte Beweis Ihrer „ehemaligen Zuneigung wird, wenn Sie mir ihn gewähren, mein „einziger Trost in dem großen Unglücke sein, das mich betroffen „hat, und ich hoffe, Sie werden mir ihn nicht versagen.

„Auch bitte ich Sie um die Erlaubniß, Ihnen bisweilen schrei- „ben zu dürfen. Es würde mir so süß, so unschätzbar sein, die „Traurigkeit, die mich niederdrückt, gegen ein wohlwollendes Herz „aussprechen zu können.

„Ach, ich stehe allein in der Welt; Niemand nimmt Antheil „an mir. — Dieses Alleinstehen war mir schon früher peinlich; „bedenken Sie, wie es mich jetzt betrüben muß.

„Und ich bin doch redlich und ehrlich; ich habe das Bewußt- „sein, Niemand etwas zu Leide gethan, ja vielmehr immer, selbst „mit Gefahr meines Lebens, meine Abneigung gegen alles Schlechte „bewiesen zu haben, wie Sie aus den Papieren ersehen werden, „um deren Aufbewahrung ich Sie bitte und die Sie lesen können. „Aber wer wird mir glauben, wenn ich es sage? Herr Ferrand ist

„von Jedermann geehrt, sein Ruf als redlicher Mann steht lange „fest, er hat eine begründete Klage gegen mich, und er wird „mich zermalmen. Ich ergebe mich im Voraus in mein Schicksal.

„Wenn Sie mir glauben, Mademoiselle, werden Sie hof„fentlich mich nicht verachten, sondern auch beklagen und bisweilen „an einen aufrichtigen Freund denken. Und wenn Sie Mitleid „mit mir fühlen, setzen Sie vielleicht Ihrem Edelmuthe die Krone „auf und kommen einmal, Sonntags, (ach, welche Erinnerun„gen weckt dieses Wort!) um mich hier im Gefängnisse zu be„suchen.

„Aber nein — nein, ich würde es nicht wagen, Sie an ei„nem solchen Orte wiederzusehen. Freilich — Sie sind so gut, „daß . . .

„Ich muß den Brief schließen und ihn so an Sie mit dem „Schlüssel und den Zeilen an den Portier abschicken; der Aufseher „meldet mir, daß ich vor den Richter gebracht werden soll. — „Leben Sie wohl, leben Sie wohl, Mademoiselle; — verstoßen „Sie mich nicht; — meine einzige Hoffnung sind Sie, Sie „allein!"

„Franz Germain."

„N. S. Wenn Sie mir antworten, schicken Sie Ihren Brief „in das Gefängniß La Force."

Nun kennt man die Ursache des ersten Kummers der Lachtaube.

Ihr treffliches Herz war von einem Unglücke tief ergriffen worden, das sie bis dahin gar nicht geahnt hatte. Sie glaubte unbedingt an die Wahrhaftigkeit der Erzählung Germains, des unglücklichen Sohnes des Schulmeisters, ja, da sie es mit der Moral nicht so sehr streng nahm, meinte sie sogar, ihr ehemaliger

Nachbar übertreibe seine Schuld ungemein. Er hatte, um einen unglücklichen Familienvater zu retten, Geld genommen, das er zurückerstatten konnte und wollte. Diese That war in den Augen des Mädchens eine edle.

Wie es bei den Frauen, namentlich bei den Frauen dieser Classe, häufig vorkommt und natürlich ist, so empfand das Mädchen, das bis dahin für Germain wie für ihre andern Nachbarn nur eine herzliche Freundschaft gefühlt hatte, mit einemmale etwas weit Innigeres.

Sobald sie wußte, daß er unglücklich, ungerecht angeklagt und gefangen war, dachte sie nur an ihn und vergaß seine frühern Nebenbuhler.

Es war noch nicht Liebe, was sie empfand, sondern eine lebhafte, aufrichtige, mitleidsvolle Zuneigung, ein Gefühl, das für sie neu war, da sich Bitterkeit mit ihm vermischte.

Das war der Gemüthszustand des Mädchens, als Rudolph in das Zimmer trat, nachdem er bescheiden an die Thür geklopft hatte.

C.

Freundschaft.

„Guten Tag, Nachbarin," sagte Rudolph zur Lachtaube; „störe ich?"

„Nein, Herr Nachbar; im Gegentheil, es freut mich, Sie zu sehen, da ich sehr traurig bin."

„Ich finde Sie wirklich blaß; Sie scheinen geweint zu haben."

„Freilich habe ich geweint! Ich hatte wohl Ursache dazu. Der arme Germain! Da, lesen Sie." Und Lachtaube gab Rudolph den Brief des Gefangenen. „Kann Einem darüber nicht das Herz brechen? Sie haben mir gesagt, Sie nähmen Antheil an ihm; jetzt ist es Zeit, es zu beweisen," setzte sie hinzu, während Rudolph aufmerksam las. „Will denn der abscheuliche Ferrand Jedermann unglücklich machen! Erst Louisen und nun Germain. — Ich bin nicht boshaft, aber ich würde mich doch freuen, wenn dem Notar etwas recht Schlimmes begegnete. Einen so braven jungen Mann zu beschuldigen, 15,000 Frcs. gestohlen zu haben! — Germain, der die Ehrlichkeit selbst, so ordentlich, so sanft, so trau-

rig ist! Und nun ist er im Gefängnisse unter allen den Bösewichtern! Ach, Herr Rudolph, heute zum erstenmale sehe ich ein, daß doch nicht alles rosenfarben im Leben ist —"

„Was gedenken Sie zu thun, Nachbarin?"

„Was ich zu thun gedenke? — Alles, was Germain von mir verlangt, und zwar sobald als möglich. Ich würde schon fortgegangen sein, wenn die Arbeit da nicht so dringend wäre. Ich werde diese sogleich in die Rue Honoré tragen und dabei in die Wohnung Germains gehen, um die Papiere zu holen, die er erwähnt. Ich habe einen Theil der Nacht hindurch gearbeitet, um einige Stunden früher fertig zu werden. Ich werde soviel zu thun haben, daß ich mich mit meiner Arbeit einrichten muß. — Madame Morel wünscht auch, ich möchte Louisen in ihrem Gefängnisse besuchen; das wird sehr schwer sein, indeß — ich will es versuchen. Leider weiß ich nicht einmal, an wen ich mich zu wenden habe."

„Ich habe daran gedacht —"

„Sie, Nachbar?"

„Da ist ein Erlaubnißschein."

„Welches Glück! Können Sie mir nicht auch einen für das Gefängniß des unglücklichen Germain verschaffen? Das würde ihm viel Freude machen."

„Ich werde Ihnen auch die Mittel verschaffen, Germain zu sehen."

„O, ich danke Ihnen, Herr Rudolph."

„Werden Sie sich nicht schämen, in sein Gefängniß zu gehen?"

„Das erstemal wird mir das Herz freilich sehr klopfen, aber gleichviel! War Germain, als er noch glücklich, nicht auch stets

bereit, allen meinen Wünschen zuvorzukommen? mich in das Theater oder auf die Promenade zu begleiten? mir Abends vorzulesen? mein Stübchen zu bohnen? Jetzt ist er im Unglück, und die Reihe hat mich getroffen. Ich armes Ding kann freilich nicht viel thun, ich weiß es, aber was ich thun kann, werde ich thun, darauf kann er rechnen. Er soll sehen, daß ich eine gute Freundin bin. Nur etwas thut mir leid, Herr Rudolph, — sein Mißtrauen. Hält er mich nicht für fähig, ihn zu verachten, mich? Ich frage Sie, warum? Der alte Geizhals von Notar beschuldigt ihn, gestohlen zu haben; — was geht das mich an? ich weiß doch, daß es nicht wahr ist. Wenn es mir auch der Brief Germains nicht sonnenklar bewiesen hätte, daß er unschuldig ist, ich würde ihn doch nicht für schuldig gehalten haben. Man braucht ihn ja nur anzusehen, ihn zu kennen, um zu wissen, daß er einer schlechten Handlung nicht fähig ist. Man müßte so schlecht sein wie der Herr Ferrand, wenn man solche Lügen behaupten wollte."

„Bravo, Nachbarin. Ihr edler Unwille gefällt mir."

„Sehen Sie, ich möchte ein Mann sein, um zu dem Notar hingehen und sagen zu können: „Sie behaupten, Germain habe sie bestohlen; da haben Sie etwas, alter Lügner; das wird er Ihnen nicht stehlen. Und plautz! plautz! würde ich auf ihn losschlagen."

„Sie haben eine sehr rasche Justiz," sagte Rudolph, der über die Ereiferung des Mädchens lächelte.

„Ja, aber das empört auch — und, wie Germain in seinem Briefe sagt, Jedermann wird dem Alten glauben, weil er reich und angesehen ist, weil Germain ein armer junger Mensch ohne Schutz ist, — Sie müßten ihm denn zu Hülfe kommen, Herr Ru-

dolph, da Sie so wohlthätige Personen kennen. Läßt sich denn nichts für ihn thun?"

„Man muß seinen Prozeß abwarten. — Ist er einmal freigesprochen, was, wie ich glaube, geschieht, so wird er viele Beweise von Theilnahme finden. Aber, hören Sie, Nachbarin, ich weiß aus Erfahrung, daß man auf Ihre Verschwiegenheit rechnen kann —"

„Ja, Herr Rudolph, ich bin nie geschwätzig gewesen —"

„Nun, es darf Niemand wissen, auch Germain darf es nicht erfahren, daß Personen über ihn wachen, denn er hat Freunde —"

„Wahrhaftig?"

„Sehr mächtige und sehr aufopfernde Freunde."

„Das würde ihm Muth machen, wenn er es wüßte —"

„Ohne Zweifel, aber es würde ihm vielleicht auch zum Nachtheile sein. Herr Ferrand wäre gewiß mehr auf seiner Hut, sein Mißtrauen würde rege werden, und es könnte, da er sehr schlau ist, schwierig sein, an ihn zu kommen, was sehr zu bedauern wäre, denn es muß nicht blos die Unschuld Germains anerkannt sein, dem Verläumder muß auch die Maske abgerissen werden."

„Ich verstehe, Herr Rudolph —"

„Eben so ist es mit Louisen; ich brachte Ihnen diesen Erlaubnißschein, sie zu besuchen, damit Sie die Arme bitten sollten, gegen Niemanden Das zu erwähnen, was Sie mir entdeckt hat. — Sie wird später erfahren, warum —"

„Das genügt, Herr Rudolph."

„Mit einem Worte, Louise darf sich in dem Gefängnisse über die Schlechtigkeit ihres Herrn nicht beklagen, das ist von großer Wichtigkeit; dagegen darf sie einem Advocaten nichts verheimlichen,

den ich ihr schicken werde, damit er sich wegen ihrer Vertheidigung mit ihr verständige. Sagen Sie ihr dies."

„Ich werde nichts vergessen, Herr Nachbar, ich habe ein gutes Gedächtniß. — Aber wie gut, wie edel Sie sind! Kaum ist Jemand in Noth, so sind Sie auch bei ihm."

„Ich habe Ihnen schon gesagt, liebe Nachbarin, daß ich nur ein armer Commis bin; wenn ich aber bei meinem Herumschlendern brave Leute finde, die Schutz verdienen, so melde ich es einer wohlthätigen Person, die mir großes Vertrauen schenkt und sie dann unterstützt —"

„Und wo wohnen Sie jetzt, da Sie Ihr Zimmer an die Familie Morel abgetreten haben? —"

„Ich habe mir eine meublirte Wohnung genommen —"

„Das wäre mir sehr zuwider; wenn man da ist, wo schon Viele waren, so ist es, als wäre man mit Vielen zusammen."

„Ich schlafe nur dort und dann —"

„Das ist freilich minder unangenehm . . . Aber wie steht es nun mit uns, Herr Rudolph! Mein Stübchen machte mich so glücklich; ich hatte mir ein so ruhiges Leben geschaffen, daß ich es nicht für möglich hielt, einmal von Kummer gequält zu werden, und nun sehen Sie mich an! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich das Unglück Germains erschüttert hat. Ich habe die Morels und andere gesehen, die sehr zu beklagen waren, aber Armuth ist Armuth; bei armen Leuten erwartet man das, wird nicht überrascht und steht einander bei, wie es eben gehen will. Heute Der, morgen Jener. Sich selbst bringt man mit Muth und heiterem Sinne schon durch; aber einen armen jungen Mann, der brav und gut ist, der lange unser Freund war, des Diebstahls beschuldigt zu sehen, ihn im Gefängnisse zu wissen, unter Bösewich-

tern, — ach, Herr Rudolph, da geht mir die Kraft aus, das ist ein Unglück, an das ich nicht gedacht hatte —" Und die großen Augen des Mädchens füllten sich mit Thränen.

„Muth! Muth! Ihr heiterer Sinn wird zurückkehren, sobald Ihr Freund freigesprochen ist —"

„Und freigesprochen muß er werden! Man braucht den Richtern nur den Brief vorzulesen, den er mir geschrieben hat, nicht wahr, Herr Rudolph?"

„Allerdings, dieser einfache und rührende Brief trägt alle Zeichen der Wahrheit an sich; Sie werden mich wohl eine Abschrift davon nehmen lassen müssen; es dürfte zur Vertheidigung Germains nöthig werden."

„Gewiß, Herr Rudolph. — Wenn ich nicht gar zu schlecht schriebe trotz dem Unterrichte, den mir der gute Germain gegeben hat, so würde ich mich erbieten, ihn abzuschreiben, aber . . ."

„Ich werde Sie nur bitten, mir den Brief bis morgen anzuvertrauen —"

„Da ist er, Herr Nachbar; aber Sie nehmen ihn recht in Acht, nicht wahr? Ich habe alle Liebesbriefe verbrannt, welche mir Cabrion und Giraudeau im Anfange unserer Bekanntschaft schrieben, als sie glaubten, ihre Schmeicheleien würden Eindruck auf mich machen; aber diesen armen Brief von Germain werde ich sorgfältig aufbewahren, und die andern auch, wenn er mir wieder schreibt; denn, nicht wahr, Herr Rudolph, es ist ein Beweis zu meinen Gunsten, daß er diese kleinen Gefälligkeiten von mir verlangt?"

„Allerdings; das beweist, daß Sie die beste Freundin sind, die man sich wünschen kann. — Aber da fällt mir etwas ein; soll ich Sie in die Wohnung Germains begleiten?"

„Mit Vergnügen, Herr Nachbar. Es wird dunkel, und Abends bin ich nicht gern allein auf der Straße. Aber ich habe meine Arbeit bis fast an das Palais Royal zu tragen; der weite Weg könnte Sie ermüden und langweilen.“

„Keineswegs; wir nehmen einen Fiacre.“

„Wirklich! Ach, wie würde ich mich freuen, im Fiacre zu fahren, wenn ich nicht so traurig wäre! Und ich muß recht traurig sein, denn heute zum erstenmale, seit ich hier bin, habe ich den ganzen Tag nicht gesungen. — Meine Vögel sind ganz verdutzt darüber, die armen kleinen Thiere, Sie wissen nicht, was das bedeutet; der eine, Papa Cretu, sang ein paar mal, um mich herauszufordern; ich wollte ihm antworten, aber — nach einer Minute fing ich an zu weinen. Da fing der andere an, Ramonette, aber ich konnte nicht singen —“

„Welche seltsame Namen haben Sie Ihren Vögeln gegeben! Papa Cretu? Ramonette?“

„Meine Vögel erheitern mich in meiner Einsamkeit; sie sind meine besten Freunde, und ich habe sie wie die braven Leute genannt, welche die Freude meiner Jugend und meine besten Freunde waren, ungerechnet, daß Papa Cretu und Ramonette auch lustig waren und sangen wie die Vögel des lieben Gottes.“

„Ah — jetzt erinnere ich mich, — Ihre Adoptivältern hießen so —“

„Ja, Nachbar; diese Namen sind für Vögel lächerlich, ich weiß es, aber das ist doch nur meine Sache. — Auch daran habe ich gesehen, daß Germain ein gutes Herz hat —“

„Wie so?“

„Gewiß. Giraudeau und Cabrion, besonders Cabrion, machten immer Späße über die Namen meiner Vögel. — Er trieb

es so arg, daß ich zwei Sonntage mit ihm nicht ausgehen mochte, auch sagte ich ihm sehr ernst, daß wenn er seine Spöttereien wieder anfange, die mir wehe thäten, wir niemals wieder mit einander ausgehen würden."

„Welch muthiger Entschluß!"

„Es kam mir schwer an, da ich auf den Sonntag immer warte wie auf den Messias; es that mir sehr leid, bei prächtigem Wetter allein zu bleiben, aber ich opferte doch lieber meinen Sonntag, als daß ich noch länger von Cabrion das verspotten hörte, was ich achtete. Ich hätte freilich meinen Vögeln gern andere Namen gegeben, wenn ich nicht einen besondern Gedanken dabei gehabt; der Name Colibri z. B. gefällt mir außerordentlich; aber ich habe ihn mir versagt, weil ich die Vögel nie anders nennen werde, als Papa Cretu und Ramonette; es würde ja scheinen, als hätte ich meine guten Adoptivältern vergessen; nicht wahr, Herr Rudolph?"

„Sie haben Recht, vollkommen Recht. — Und Germain spottete über diese Namen nicht?"

„Im Gegentheil. — Nur das erstemal kamen sie ihm lächerlich vor wie Jedermann; aber als ich ihm den Grund davon gesagt, wie ich ihn auch Cabrion gesagt hatte, traten ihm die Thränen in die Augen. — Von diesem Tage an dachte ich immer: Germain hat ein recht gutes Herz; nur seine Traurigkeit ist sein Fehler. Und sehen Sie, Herr Rudolph, es hat mir Unglück gebracht, ihm seine Traurigkeit vorgeworfen zu haben. — Damals konnte ich mir es nicht denken, daß man traurig sein könnte; jetzt sehe ich es nur zu gut ein. — Aber, da bin ich mit meinem Packet fertig; wollen Sie mir einen Shawl geben, Herr Nachbar?

es ist nicht so kalt, daß man den Mantel umnehmen muß, nicht wahr?"

„Wir setzen uns in einen Wagen, und ich bringe Sie wieder zurück —"

„Wir werden dann schneller zurückkommen, und ich büße nicht soviel Zeit ein."

„Aber ich habe vergessen. — Ihre Arbeit wird darunter leiden, wenn Sie Besuche in den Gefängnissen machen —"

„Ach nein, nein, — ich habe schon daran gedacht. — Erstlich habe ich die Sonntage für mich; an diesen werde ich Louisen und Germain besuchen, das wird mein Spaziergang und meine Zerstreuung sein, und dann gehe ich in der Woche ein paar mal in das Gefängniß; jeder Besuch wird mich drei Stunden kosten, nicht wahr? Um das wieder einzubringen, arbeite ich jeden Tag eine Stunde länger, lege mich um zwölf Uhr nieder statt um elf, dabei gewinne ich sieben oder acht Stunden wöchentlich. — Sie sehen, ich bin reicher als ich scheine," setzte das Mädchen lächelnd hinzu.

„Und Sie fürchten nicht, dadurch ermattet zu werden?"

„Ach, ich werde mich daran gewöhnen; man gewöhnt sich an alles, und dann bleibt es ja nicht immer so —

„Da ist der Shawl, Nachbarin. — Ich werde nicht so unartig sein wie gestern, mit meinen Lippen nicht wieder zu nahe an den reizenden Nacken kommen —"

„Ach, Nachbar, gestern war gestern, da konnte man lachen; heute ist es etwas anderes... Stechen Sie mich nicht!"

„Die Nadel hat sich gebogen."

„So nehmen Sie eine andere —, da von dem Nadelkissen. —

Ach, ich vergaß, wollen Sie mir einen Gefallen thun, Herr Nachbar?"

„Befehlen Sie, schöne Nachbarin."

„Schneiden Sie mir eine gute Feder, recht dick, damit ich, wenn ich nach Hause komme, dem armen Germain schreiben kann, wie ich seine Aufträge besorgt habe . . . Mein Brief wird morgen zeitig im Gefängnisse sein und ihn beim Erwachen erfreuen."

„Wo haben Sie Ihre Federn?"

„Da auf dem Tische. — Das Federmesser liegt im Tischkasten. — Warten Sie, ich will Ihnen ein Licht anzünden, denn es fängt an dunkel zu werden."

„Es wird mich nicht hindern, die Feder zu schneiden."

„Ich muß auch mein Häubchen feststecken."

Lachtaube zündete ein Kerzenstückchen auf einem blanken Leuchter an.

„Nachbarin, Wachslicht? Welcher Luxus!"

„O, bei dem Wenigen, das ich brenne, kostet es eine Idee mehr als Talglicht und ist doch reinlicher."

„Nicht theurer?"

„Nein. Ich kaufe diese Wachslichtstücke nach dem Pfunde, und an einem halben Pfunde habe ich fast ein ganzes Jahr lang."

„Aber," sagte Rudolph, indem er sorgfältig die Feder schnitt, während das Mädchen vor dem Spiegel das Häubchen aufsetzte und zuband, „ich sehe keine Anstalten zu Ihrem Abendessen."

„Ich habe keinen Hunger. — Ich trank diesen Morgen eine Tasse Milch und trinke den Abend wieder eine mit ein wenig Brod, und ich bin zufrieden."

„Wollen Sie, ohne Umstände, mit mir essen, wenn wir von Germain kommen?"

„Ich danke, Herr Nachbar, das Herz ist mir zu schwer; ein anderesmal mit Vergnügen. — Abends vor dem Tage, an welchem der arme Germain aus dem Gefängnisse entlassen wird, lade ich mich ein, und nachher begleiten Sie mich in das Theater, ja?"

„Gern, liebe Nachbarin, und ich werde es nicht vergessen. — Heute schlagen Sie mir meine Einladung ab?"

„Ja, Herr Rudolph, ich würde eine schlechte, verdrüßliche Gesellschafterin sein, ungerechnet, daß es mich viel Zeit kostete. — Bedenken Sie doch — jetzt darf ich gar nicht faul sein —"

„Nun, so entsage ich diesem Vergnügen — für heute."

„Nun gehen Sie voraus, Nachbar, ich werde die Thür zuschließen."

„Da haben Sie eine vortreffliche Feder, nun geben Sie mir das Packet."

„Zerdrücken Sie es nicht . . ., es ist Pour de Soie, das behält die Falten — tragen Sie es — so — in der Hand, ganz leicht. — Nun gehen Sie, ich werde leuchten —"

Rudolph ging die Treppe hinab, während Lachtaube mit dem Lichte vorausging.

In dem Augenblicke, als sie beide an der Wohnung des Portiers vorbeikamen, sahen sie Pipelet, der mit schlaff herabhängenden Armen aus der Hausflur ihnen entgegenschritt; in der einen Hand hielt er das Schild, welches dem Publicum anzeigte, daß er Cabrions Freund sei, in der andern das Portrait des Malers.

Die Verzweiflung Alfreds war so gewaltig, daß sein Kinn die Brust berührte und man von dem Kopf nichts als den breiten Boden des Hutes sah.

Bald darauf erschien Anastasia auf der Schwelle ihrer Stube und rief bei dem Anblicke ihres Mannes aus:

„Nun, lieber Alter, da bist du ja! Was hat der Commissär gesagt? Alfred! Alfred! so paß doch auf, Du wirst mit dem Kopfe an unsern allerbesten Miether anrennen! Nehmen Sie's nicht übel, Herr Rudolph, der vermaledeite Cabrion bringt ihn immer weiter herunter! Alfred, so antworte doch!"

Pipelet richtete den Kopf empor, als er diese seinem Herzen so theure Stimme hörte; in seinen Zügen lag die tiefste Trauer.

„Was hat der Commissär zu Dir gesagt?" wiederholte Anastasia.

„Anastasia, wir müssen das Wenige zusammennehmen, das wir besitzen, unsere Freunde an unser Herz drücken, unsre sieben Sachen zusammenpacken und auswandern — aus Paris, — aus Frankreich — aus meinem schönen Frankreich, denn der Unmensch, der nun sicher vor Strafe ist, wird mich verfolgen, in allen Departements des Königreichs."

„Was? Der Commissär —?"

„Der Commissär!" rief Pipelet im höchsten Unwillen aus; „Der Commissär! Er hat mir in das Gesicht gelacht."

„Dir? einem Manne von Deinem Alter, der so achtbar aussieht, daß man Dich für blitzdumm halten könnte, wenn Deine Tugenden nicht bekannt wären?"

„Nun, trotzdem hat mir dieser Beamte geantwortet, nachdem ich ehrerbietig einen Haufen von Klagen und Beschwerden gegen den teuflischen Cabrion vor ihm niedergelegt, nachdem er lachend, ja lachend, mit unanständigem Lachen das Schild und das Portrait angesehen, die ich als Beweis mitgenommen, hat er mir geantwortet, sage ich: „Mein lieber Mann, der Cabrion ist ein när-

rischer Kauz, ein Spaßvogel, — achten Sie auf seine Späße nicht. — Ich rathe Ihnen, lachen Sie darüber; Sie haben ja Ursache dazu." — „Lachen, Herr," rief ich aus, „lachen soll ich? während der Gram an mir nagt, während der Mensch mein ganzes Leben vergiftet, mich öffentlich aushängt, mich um den Verstand bringt! — Ich verlange, daß man ihn einsperre, verbanne, — wenigstens aus meiner Straße." Bei diesen Worten lachte der Commissär wieder und wies mir sehr artig die Thür. Ich verstand diesen Wink, und da bin ich —"

„Ein Beamter will er sein!" rief die Frau Pipelet aus.

„Alles ist vorbei, Anastasia, alles ist vorbei; keine Hoffnung mehr! Es giebt keine Gerechtigkeit mehr in Frankreich, — ich werde schändlich geopfert."

Pipelet warf, statt aller weitern Worte, das Schild und das Portrait mit aller Kraft in der Hausflur hin.

Rudolph und Lachtaube hatten im Dunkel über die Verzweiflung des Pipelet ein wenig gelacht.

Nachdem „der König der Miether" dem unglücklichen Alfred einige Worte des Trostes zugesprochen hatte, den auch Anastasia zu beruhigen suchte, verließ er das Haus in der Rue du Temple mit seiner Begleiterin, mit der er in einen Fiacre stieg, um sich in die Wohnung des Franz Germain zu begeben.

CI.

Das Testament.

Franz Germain wohnte auf dem Boulevard Saint Denis Nr. 11. Wir erinnern den Leser daran, der es ohne Zweifel vergessen hat, daß Madame Mathieu, die Diamantenmäklerin, von der wir schon gesprochen haben, in demselben Hause wohnte.

Auf dem langen Wege von der Rue du Temple bis zur Rue St. Honoré, wo die Frau wohnte, für welche Lachtaube arbeitete und der sie zuerst die fertige Arbeit übergeben wollte, konnte Rudolph den vortrefflichen Charakter des Mädchens noch besser kennen lernen. Wie alle gutmüthigen Menschen fühlte sie es gar nicht, wie edel sie handelte; im Gegentheil, das, was sie that, kam ihr ganz natürlich vor.

Es würde für Rudolph sehr leicht gewesen sein, die Gegenwart und Zukunft des Mädchens zu sichern und sie so in den Stand zu setzen, Louisen und Germain in dem Gefängnisse zu trösten, ohne nöthig zu haben, auf die Zeit zu achten, welche ihr diese Besuche kosteten und ihrer Arbeit entzogen; aber der Fürst fürchtete, das Verdienst der Aufopferung des Mädchens zu schwächen, wenn er ihr dieselbe zu leicht mache. Ob er gleich ent-

schlossen war, die vortrefflichen, seltenen Eigenschaften zu belohnen, die er an ihr gefunden hatte, so wollte er sie doch auch in dieser neuen und interessanten Prüfung bis zu Ende beobachten.

Wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, daß Rudolph der Armen sogleich beigestanden haben würde, wenn die Gesundheit derselben bei der vermehrten Arbeit im geringsten leiden sollte, die sie entschlossen übernahm, um jede Woche der Tochter des Steinschneiders und dem Sohne des Schulmeisters einige Stunden widmen zu können.

Er beobachtete mit eben so großer Freude wie Rührung das von Natur so glückliche, an Kummer so wenig gewöhnte Mädchen.

Nach einer Stunde etwa hielt der Fiacre auf dem Boulevard St. Denis Nr. 11 vor einem Hause von bescheidenem Aussehen.

Rudolph war seiner Begleiterin bei dem Aussteigen behülflich. Das Mädchen ging zu dem Portier und theilte ihm die Absichten Germains mit, ohne die versprochene Gratification zu vergessen. Der Sohn des Schulmeisters war überall geliebt. Der Portier des Hauses Nr. 11 vernahm deshalb mit Bestürzung, daß er einen so rechtlichen und ruhigen Abmiether verlieren solle.

Lachtaube hatte ein Licht erhalten und kehrte zu ihrem Begleiter zurück, da der Portier erst später hinauf kommen sollte, um die letzten Anweisungen zu erhalten.

Das Zimmer Germains befand sich im vierten Stockwerke. Vor der Thür sagte Lachtaube zu Rudolph, indem sie ihm den Schlüssel gab:

„Nachbar . . . schließen Sie auf; mir zittert die Hand zu sehr. — Sie werden über mich spotten, aber wenn ich bedenke, daß der arme Germain nie wieder hierherkommen wird, ist es mir, als träte ich in das Zimmer eines Todten.“

„Wer wird solche Gedanken haben, Nachbarin!“

„Es ist nicht Recht von mir, ich weiß es, aber ich kann nicht anders —“

Und sie wischte eine Thräne ab.

Rudolph war zwar nicht so bewegt wie seine Nachbarin, er empfand aber doch auch einen peinlichen Eindruck, als er in das bescheidene Stübchen trat.

Da er wußte, mit welchen abscheulichen Zumuthungen die Mitschuldigen des Schulmeisters Germain verfolgt hatten und vielleicht noch verfolgten, so konnte er sich recht wohl vorstellen, welche traurige Stunden der Unglückliche in dieser Einsamkeit wohl verbracht haben mochte.

Lachtaube stellte das Licht auf einen Tisch.

Das Meublement des Zimmers war höchst einfach und bestand in einem Bett, einer Commode, einem Secretair von Nußbaumholz, vier Strohstühlen und einem Tische; Vorhänge von weißem baumwollenen Zeuge drapirten die Fenster und den Alkoven; statt aller Verzierung sah man auf dem Kamine eine Wasserflasche und ein Glas.

An dem Zustande des Bettes sah man, daß Germain nur einige Augenblicke angekleidet in der Nacht vor seiner Verhaftung darauf gelegen hatte.

„Armer Germain!“ rief das Mädchen aus, indem sie das Zimmer theilnehmend musterte; „man sieht es wohl, daß er seine Nachbarin nicht mehr hatte. Es herrscht wohl Ordnung da, aber die rechte Aufmerksamkeit fehlt; überall liegt Staub; die Vorhänge sind verräuchert, die Fensterscheiben bleich geworden, und der Fußboden ist nicht gebohnt. Wie anders, wie schöner und heite-

rer in der Rue du Temple! Da blitzte und funkelte alles wie bei mir."

„Da waren aber auch Sie, um ihm mit Ihrem Rathe beizustehen."

„Sehen Sie," fuhr Lachtaube fort, indem sie auf das Bett zeigte; „er hat die Nacht nicht geschlafen, so unruhig ist er gewesen. — Da hat er ein Taschentuch liegen lassen; es ist noch feucht von Thränen. Man sieht es." Sie nahm es und setzte hinzu: „Germain hat ein kleines orange seidenes Cravattentuch behalten, das ich ihm gab, als wir glücklich waren; ich werde das Taschentuch behalten zur Erinnerung an sein Unglück. — Er wird gewiß nicht bös darüber —"

„Im Gegentheil, er wird sich über diesen Beweis Ihrer Liebe freuen."

„Nun zu ernsten Dingen. — Ich werde gleich die Wäsche zusammenpacken, die ich in der Commode finde, um sie ihm in das Gefängniß zu bringen; das Uebrige mag die Mutter Bouvard nehmen, die ich morgen herschicken werde. — Zuerst will ich aber den Secretair aufschließen, um die Papiere und das Geld zu nehmen, das ich ihm aufheben soll."

„Jetzt fällt mir ein," sagte Rudolph, „Louise Morel hat mir gestern die 1300 Frcs. in Gold übergeben, die Germain ihr gegeben hatte, um damit die Schuld des Steinschneiders zu tilgen, welche ich schon bezahlt hatte; ich habe das Geld, es gehört Germain, da er den Notar wiederbezahlt hat; ich werde es Ihnen übergeben, und Sie legen es zu dem übrigen."

„Wie Sie wollen, Herr Rudolph, aber ich möchte beinahe eine so große Summe nicht bei mir haben; es giebt jetzt so viele

Diebe. — Papiere — ja, da ist nichts zu fürchten; Geld ist gefährlich."

„Sie haben vielleicht Recht, Nachbarin; soll ich das Geld behalten? Wenn Germain etwas braucht, so melden Sie mir es sogleich; ich werde Ihnen meine Adresse übergeben und Ihnen schicken, was er verlangt."

„Ich wagte nicht, Sie um diese Gefälligkeit für uns zu bitten; so ist es besser, und ich werde Ihnen auch übergeben, was wir für die Meubles erhalten. Nun die Papiere!" sagte das Mädchen, indem sie den Secretair und drei Kästchen öffnete „Ach, mein Gott, Herr Rudolph, wie traurig das ist, was er da geschrieben hat."

Und sie las mit bewegter Stimme:

„Im Fall ich eines gewaltsamen Todes oder sonst sterbe, bitte ich die Person, welche diesen Secretair öffnet, diese Papiere zu Mademoiselle Lachtaube, Näherin, Rue du Temple Nr. 17 zu tragen."

„Kann ich das Couvert abnehmen, Herr Rudolph?"

„Ohne Zweifel. Hat Ihnen Germain nicht geschrieben, es befinde sich unter den Papieren darin ein Brief an Sie?"

Das Mädchen erbrach also das Siegel. Es befanden sich mehrere Papiere in dem Couvert; eines hatte die Aufschrift: An Mademoiselle Lachtaube und enthielt die Worte:

„Mademoiselle, wenn Sie diesen Brief lesen, werde ich nicht „mehr sein. Wenn ich, wie ich fürchte, eines gewaltsamen Todes „sterbe, indem ich in einen Hinterhalt falle gleich dem, welchem ich „kürzlich entgangen bin, so werden einige Bemerkungen, die unter „dem Titel: Notizen über mein Leben, beigefügt sind, auf die „Spur meiner Mörder führen können."

„Ach, Herr Rudolph,“ unterbrach sich Lachtaube, „nun wundere ich mich nicht mehr, daß er so traurig war. Der arme Germain! Immer von solchen Gedanken verfolgt!“

„Ja, er mußte sehr betrübt sein; aber seine schlimmsten Tage sind vorüber, glauben Sie mir —“

„Ich wünsche es, Herr Rudolph; aber im Gefängnisse, des Diebstahls beschuldigt . . .!“

„Beruhigen Sie sich; ist erst seine Unschuld anerkannt, so wird er nicht mehr allein sein, sondern — Freunde finden, — Sie und eine geliebte Mutter, von der er seit seiner Kindheit getrennt ist.“

„Seine Mutter? Er hat noch seine Mutter?“

„Ja. — Sie hielt ihn für verloren. — Denken Sie sich ihre Freude, wenn Sie ihn wiedersehen wird — aber freigesprochen von der unwürdigen Anklage, die gegen ihn erhoben ist! Ich hatte also wohl Recht, als ich Ihnen sagte, seine schlimmsten Tage wären vorüber. — Sprechen Sie aber nicht von seiner Mutter mit ihm. Ich vertraue Ihnen dieses Geheimniß an, weil Sie so innigen Antheil an ihm nehmen, daß ich Sie wenigstens über seine Zukunft beruhigen muß.“

„Ich danke Ihnen, Herr Rudolph. — Sie können unbesorgt sein, ich werde Ihr Geheimniß bewahren —“

Und sie las weiter in dem Briefe Germains:

„Wenn Sie einen Blick in diese Bemerkungen thun wollen, „werden Sie finden, daß ich mein ganzes Leben hindurch recht un„glücklich gewesen bin — ausgenommen in der Zeit, welche ich „bei Ihnen verbrachte. — Was ich Ihnen nie zu sagen gewagt „haben würde, werden Sie in einer Art Tagebuch finden, das „heißt: meine einzigen glücklichen Tage . . .

„Fast jeden Abend, nachdem ich Sie verlassen, schrieb ich so „die tröstenden Gedanken nieder, die ihre Zuneigung mir einflößte „und die allein das Bittere in meinem Leben versüßten. Was „bei Ihnen Freundschaft war, war bei mir Liebe. — Ich habe „es Ihnen verschwiegen, daß ich Sie so liebte, bis zu dem Augen„blicke, wo ich für Sie nur noch eine traurige Erinnerung bin. „Mein Schicksal war ein so unglückliches, daß ich nie von diesem „Gefühle gegen Sie gesprochen haben würde; es würde Ihnen Un„glück gebracht haben, obwohl es tief und aufrichtig war.

„Es bleibt mir nur noch ein einziger Wunsch auszusprechen „übrig, und ich hoffe, Sie werden ihn erfüllen.

„Ich habe gesehen, mit welchem bewundernswürdigen Muthe „Sie arbeiten, und wie viel Ordnung, wie viel Klugheit dazu ge„hört, damit Sie von dem Wenigen leben können, was Sie so „mühsam verdienen; oft habe ich bei dem Gedanken gezittert, eine „Krankheit, vielleicht die Folge übermäßiger Arbeit, könnte Sie in „eine Lage versetzen, die so schrecklich sein würde, daß ich ohne Be„ben nicht daran denken kann. Mir gewährt es einen süßen Trost, „daß ich Ihnen wenigstens einen großen Theil der Pein ersparen „kann und vielleicht — Noth, die Ihre sorglose Jugend zum „Glück nicht ahnt."

— „Was will er damit sagen, Herr Rudolph?" fragte das Mädchen verwundert.

— „Lesen Sie nur weiter, — wir werden ja sehen —"

„Ich weiß, von wie Wenigem Sie leben und wie nützlich es „Ihnen sein würde, wenn Sie in schlimmer Zeit auch nur eine „sehr bescheidene Summe hätten; ich bin zwar arm, aber ich habe „mir 1500 Frcs. erspart, die bei einem Bankier angelegt sind; es „ist dies alles, was ich besitze. In meinem Testamente, das Sie

„hier finden werden, vermache ich Ihnen das Geld; nehmen Sie „es an von einem Freunde, von einem guten Bruder — der nicht „mehr ist.“

„Ach, Herr Rudolph!“ sagte Lachtaube, der die Thränen über die Wangen strömten, während sie den Brief dem Fürsten gab; „das schmerzt mich zu sehr. Der gute Germain! So an meine Zukunft zu denken! Ach, welches Herz, guter Gott! Welches vortreffliche Herz!“

„Ein würdiger, braver junger Mann!“ entgegnete Rudolph bewegt. „Aber beruhigen Sie sich, mein Kind; Germain ist, Gott sei Dank! nicht todt, und das Testament dient nur dazu, Ihnen zu beweisen, wie sehr er Sie liebte, wie sehr er Sie liebt...“

„Und ich habe nichs geahnt, Herr Rudolph!“ fuhr das Mädchen fort, indem sie die Thränen trocknete. „Im Anfange unserer Nachbarschaft sprachen Giraudeau und Cabrion immer von ihrer glühenden Leidenschaft, wie sie sich ausdrückten; da sie aber sahen, daß dies zu nichts führte, hörten sie bald auf. Germain dagegen hat nie von seiner Liebe gesprochen. Als ich ihm vorschlug, wir wollten gute Freunde sein, ging er gleich darauf ein, und seitdem haben wir in inniger Freundschaft gelebt —, aber jetzt kann ich es Ihnen gestehen, Herr Rudolph, ich war nicht bös, daß Germain nicht zu mir sagte wie die Andern, er liebe mich —“

„Aber — Sie wunderten sich doch darüber?“

„Ja, Herr Rudolph; ich glaubte, seine Traurigkeit mache ihn so —“

„Und Ihnen war diese Traurigkeit — ein wenig unangenehm?“

„Sie war sein einziger Fehler,“ sagte das Mädchen aufrich-

tig; „jetzt entschuldige ich ihn und mache mir sogar Vorwürfe —"

„Zuerst weil Sie wissen, daß er leider viele Ursachen zur Traurigkeit hatte, und dann vielleicht, weil Sie nun überzeugt sind, daß er Sie trotz seiner Traurigkeit liebte?" entgegnete Rudolph lächelnd.

„Ja. — Es schmeichelt dem Herzen, von einem so braven jungen Manne geliebt zu werden, nicht wahr, Herr Rudolph?"

„Vielleicht erwiedern Sie einst diese Liebe?"

„Herr Rudolph, es ist sehr verführerisch; der arme Germain ist so zu beklagen. — Ich denke mich in seine Lage; wenn in dem Augenblicke, wo ich mich für verlassen, von Allen verachtet hielt, eine geliebte Person, noch zärtlicher, als ich es hoffte, zu mir käme, würde ich mich sehr glücklich fühlen!" — Nach einer Pause fuhr Lachtaube mit einem Seufzer fort: „auf der andern Seite, — wir sind alle beide so arm, daß es vielleicht nicht klug wäre. — Sehen Sie, Herr Rudolph, ich will nicht daran denken, ich irre mich vielleicht, — aber gewiß ist, ich werde für Germain alles thun, was ich vermag, so lange er in dem Gefängnisse ist. — Ist er frei, dann wird es immer Zeit sein zu überlegen, ob ich Liebe oder Freundschaft für ihn empfinde. — Ist es Liebe, nun so mag es Liebe sein. Bis dahin werde ich mich nicht darum kümmern. — Aber es wird spät, Herr Rudolph; wollen Sie die Papiere zusammennehmen, während ich die Wäsche einpacke? Ach, ich vergaß das Täschchen mit dem kleinen Tuche, das ich ihm gegeben habe. Es wird in dem Kasten da liegen. Ja, da ist es. — Sehen Sie, wie hübsch das Täschchen ist; ganz gestickt! Armer Germain! er hat das kleine Tuch wie eine Reliquie aufbewahrt. Ich erinnere mich noch recht deutlich, als ich es das

letzte mal trug und es ihm gab —; er war so glücklich, so glücklich! —"

In diesem Augenblicke wurde an die Thüre geklopft.

„Wer ist da?" fragte Rudolph.

„Man möchte mit Madame Mathieu sprechen," antwortete eine heisere Stimme mit dem Tone, welcher die niedrigste Volksclasse bezeichnet.

Diese seltsam betonte Stimme weckte in den Gedanken Rudolphs einige undeutliche Erinnerungen. Um sich zu überzeugen, nahm er das Licht und öffnete selbst die Thüre.

Er stand einem der Stammgäste der Penne „Zum weißen Kaninchen" gegenüber, den er sofort wieder erkannte, so tief war das jugendliche, unbärtige Gesicht von dem Laster gezeichnet. Es war Barbillon; Barbillon, der falsche Fiacrekutscher, der den Schulmeister und die Eule in den Hohlweg von Bouqueval, gebracht hatte; Barbillon, der Mörder des Mannes der unglücklichen Milchfrau, welche die Arbeiter in Arnouville gegen die Nachtigall aufgereizt hatte.

Er äußerte keine Verwunderung bei dem Anblicke Rudolphs, weil entweder die Züge Rudolphs vergessen, den er in der Penne nur einmal gesehen, oder weil er in dem veränderten Anzuge den Besieger des Chourineurs nicht wieder erkannte.

„Was wollen Sie?" fragte Rudolph.

„Ich habe einen Brief für Madame Mathieu, den ich ihr aber selbst übergeben muß," antwortete Barbillon.

„Sie wohnt nicht hier; gegenüber," sagte Rudolph.

„Ich danke; man hatte mir gesagt: die Thüre links; ich habe mich geirrt."

Rudolph erinnerte sich des Namens der Diamantenmäklerin

nicht, da Morel ihn nur ein= oder zweimal ausgesprochen hatte. Er hatte also keinen Grund, sich für die Frau zu interessiren, zu welcher Barbillon als Bote kam. Nichts desto weniger, und obgleich er die Verbrechen des Banditen nicht kannte, sprach sich in dem Gesichte desselben doch so große Verdorbenheit aus, daß er auf der Thürschwelle stehen blieb, um die Person zu sehen, welcher Barbillon den Brief brachte.

Kaum hatte Barbillon an der Thüre gegenüber geklopft, als sie geöffnet wurde und die Mäklerin, eine beleibte Frau von etwa funfzig Jahren, mit einem Licht in der Hand erschien.

„Madame Mathieu?" fragte Barbillon.

„Die bin ich."

„Da ist ein Brief; ich bekomme Antwort darauf."

Barbillon wollte in die Stube der Mäklerin hineingehen, diese winkte ihm aber zu bleiben, erbrach den Brief, hielt ihn an das Licht, las und antwortete zufrieden:

„Sagen Sie nur, es sei gut; ich werde bringen, was man verlangt, und in derselben Stunde wie gewöhnlich gehen. — Viele Complimente — an diese Dame —"

„Vergessen Sie auch den Ueberbringer des Briefes nicht."

„Laß Dich von denen bezahlen, die Dich schicken; sie sind reicher als ich."

Die Mäklerin machte die Thüre wieder zu.

Rudolph trat in das Zimmer Germains zurück und sah Barbillon rasch die Treppe hinunter gehen.

Der Räuber traf auf dem Boulevard einen Mann von schlechtem Aussehen, der vor einem Laden auf ihn wartete.

Obgleich mehrere Personen ihn hören konnten (freilich verstan=

den sie ihn nicht), so sagte Barbillon doch, wie es schien in höchster Freude, zu dem Andern:

„Komm, Nicolaus, Gefinkel schwächen! Die Olbersch holcht in die Regierung; sie holcht zur Eule; die Mutter Martial wird uns helfen, die Awone Tauwes zu baschen, dann buckeln wir den Bejer in Deinen Kahn *).“

„So komm. Ich muß bei guter Zeit in Asnières sein; ich fürchte, mein Bruder Martial merkt etwas.“

Die beiden Banditen gingen nach diesem Gespräche, das Niemand verstanden haben würde, wenn es auch gehört worden wäre, nach der Rue St. Denis zu.

— — — — — — — — — — — — —

Einige Minuten später stiegen Lachtaube und Rudolph wieder in den Fiacre und gelangten in die Rue du Temple zurück.

Der Fiacre hielt.

In dem Augenblicke, als der Wagenschlag geöffnet wurde, erkannte Rudolph im Scheine der Lampen des Destillateurs seinen treuen Murph, der ihn an der Thüre erwartete.

Die Anwesenheit des Squire kündigte immer ein wichtiges oder unerwartetes Ereigniß an, denn er allein wußte den Fürsten zu finden.

„Was giebt es? fragte Rudolph lebhaft, während Lachtaube mehrere Packete aus dem Wagen nahm.

„Ein großes Unglück!“

„Um Gottes willen sprich!“

---

*) Komm, Nicolaus, wir wollen Branntwein trinken! Die Alte geht in die Falle; sie kommt zur Eule; die Mutter Martial wird uns helfen, ihr die Diamanten abzunehmen; dann tragen wir die Leiche in Deinen Kahn.

„Der Herr Marquis von Harville —"

„Du erschreckst mich —"

„Er hatte diesen Morgen mehreren seiner Freunde ein Frühstück gegeben. — Alles ging vortrefflich; man hatte ihn nie so heiter gesehen; eine unglückliche Unvorsichtigkeit —"

„Vollende! Vollende!"

„Er spielte mit einem Pistol, das er für nicht geladen hielt —"

„Hat er sich gefährlich verwundet?"

„Er . . ."

„Nun?"

„Etwas Schreckliches!"

„Was sagst Du?"

„Er ist todt!"

„Harville!! Entsetzlich!" rief Rudolph in so herzzerreißendem Tone, daß Lachtaube, die eben mit ihren Packeten aus dem Wagen stieg, ausrief:

„Mein Gott! Was ist Ihnen, Herr Rudolph?"

„Ich habe meinem Freunde eben eine sehr traurige Nachricht mitgetheilt, Mademoiselle," sagte Murph zu dem Mädchen; denn der Fürst vermochte nicht zu antworten.

„Ein großes Unglück?" fragte das Mädchen zitternd.

„Ein sehr großes Unglück," antwortete der Squire.

„Entsetzlich! Entsetzlich!" rief Rudolph nach längerem Schweigen; dann gedachte er an seine Begleiterin und sagte:

„Ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich Sie nicht hinaufbegleite. — Morgen — werde ich Ihnen meine Adresse schicken und einen Erlaubnißschein, mit dem Sie Germain besuchen können. Bald sehe ich Sie wieder —"

„Ach, Herr Rudolph, ich versichere Sie, daß ich innigen Antheil nehme. — Ich danke Ihnen, daß Sie mich begleitet haben. — Auf baldiges Wiedersehen, nicht wahr?“

„Ja, mein Kind, bald.“

„Gute Nacht, Herr Rudolph,“ setzte sie hinzu, worauf Sie mit den verschiedenen Gegenständen, welche sie aus Germains Wohnung mitgenommen, in dem Dunkel der Hausflur verschwand.

Der Fürst und Murph stiegen in den Fiacre, der sie in die Rue Plumet brachte.

Rudolph schrieb sogleich folgendes Billet an Clemence:

„Madame,

„ich erfahre so eben das unerwartete Unglück, das Sie betroffen und mir einen meiner besten Freunde geraubt hat; Ihnen „mein Entsetzen, meinen Kummer zu schildern, versuche ich nicht.

„Ich muß Sie von Dingen unterhalten, welche diesem schmerzlichen Ereignisse fremd sind. Eben habe ich erfahren, daß Ihre „Stiefmutter, die ohne Zweifel seit einigen Tagen in Paris ist, „heute Abend mit Polidori nach der Normandie abreist. Ich „nenne Ihnen damit zugleich die Gefahr, welche ohne Zweifel Ihren Herrn Vater bedroht. Erlauben Sie mir Ihnen einen Rath „zu geben, den ich für heilsam halte. — Nach dem schrecklichen „Unglücke von heute wird man es sehr begreiflich finden, daß Sie „Paris für einige Zeit verlassen. Glauben Sie mir, reisen Sie „augenblicklich nach Aubiers ab, um, wenn nicht vor, doch wenigstens gleichzeitig mit Ihrer Stiefmutter anzukommen. — Uebrigens bleiben Sie ruhig; ich werde über Sie wachen, Sie mögen „nahe oder fern sein; die abscheulichen Pläne Ihrer Stiefmutter „sollen vereitelt werden —

„Leben Sie wohl, Frau Marquise; ich schreibe Ihnen diese „Worte in Eile. Mein Herz bricht, wenn ich an den gestrigen „Abend denke, an dem ich ihn ruhiger, glücklicher verlassen habe, „als ich ihn seit lange gesehen. —

„Glauben Sie an meine aufrichtige Ergebenheit, mit der „ich bin

„Rudolph."

Drei Stunden nach Empfang dieses Briefes war die Frau von Harville, dem Rathe des Fürsten zufolge, mit ihrer Tochter auf dem Wege nach der Normandie.

Ein Extrapostwagen, der aus dem Hause Rudolphs abfuhr, folgte derselben Straße.

Leider vergaß Clemence in der Bestürzung über die unerwarteten Ereignisse und bei der eiligen Abreise, dem Fürsten anzuzeigen, daß sie in St. Lazarus Marien-Blume gefunden.

Man erinnert sich vielleicht, daß den Tag vorher die Eule der Madame Seraphin gedroht hatte, die Existenz der Nachtigall zu entdecken, und daß sie behauptete (mit Recht), sie wisse, wo das Mädchen sich befinde.

Man erinnert sich auch, daß nach dieser Mittheilung der Notar Jacob Ferrand, in der Besorgniß, sein Verbrechen enthüllt zu sehen, es für dringend nothwendig hielt, die Nachtigall verschwinden zu lassen, deren Existenz, sobald sie bekannt geworden, ihn gefährlich compromittiren konnte.

Er hatte deshalb an Bradamanti, einen seiner Helfershelfer, schreiben und ihn auffordern lassen, zu ihm zu kommen, um mit ihm ein neues Complott zu entwerfen, dessen Opfer Marien-Blume sein sollte.

Bradamanti, den die nicht minder dringenden Interessen der

Stiefmutter der Frau von Harville beschäftigten, die verderbliche Gründe hatte, den Charlatan zu dem Herrn von Orbigny zu bringen, Bradamanti, der es ohne Zweifel vortheilhafter fand, seiner Freundin zu dienen, leistete der Einladung des Notars keine Folge und reiste nach der Normandie ab, ohne Madame Seraphin zu sehen.

Der Sturm grollte über Jacob Ferrand; im Verlaufe des Tages war die Eule von Neuem erschienen, um ihre Drohungen zu wiederholen, und hatte, um zu beweisen, daß sie ernstlich gemeint waren, dem Notar erklärt, das Mädchen, welches früher durch Madame Seraphin verlassen worden sei, befinde sich unter dem Namen „die Nachtigall“ in dem Gefängnisse St. Lazarus. Wenn er nicht binnen drei Tagen 10,000 Frcs. zahle, würde das Mädchen Papiere erhalten, die ihr mittheilten, daß sie in ihrer Kindheit dem Notar Jacob Ferrand anvertraut gewesen sei.

Der Letztere läugnete nach seiner Gewohnheit keck alles ab und jagte die Eule als freche Lügnerin fort, ob er gleich von der Gefährlichkeit der Drohungen überzeugt und darüber erschrokken war.

Durch seine zahlreichen Verbindungen gelang es dem Notar wirklich, sich den Tag über (während des Gesprächs der Marien-Blume mit der Frau von Harville) zu überzeugen, daß die Nachtigall sich wirklich in St. Lazarus befinde und sich durch ihr Benehmen so auszeichne, daß man jeden Augenblick ihre Entlassung erwarte.

Jacob Ferrand hatte, nachdem ihm dies bekannt geworden, einen teuflischen Plan erdacht, bei dessen Ausführung ihm aber die Hülfe Bradamantis durchaus nothwendig war. Aus diesem Grunde

hatte Madame Seraphin sich so sehr bemüht, den Charlatan zu treffen.

Als der Notar noch denselben Abend die Abreise Bradamantis erfuhr, während die Gefahr dringend zum schnellen Handeln aufforderte, erinnerte er sich der Familie Martial, der Süß-Wasser-Piraten bei der Brücke von Asnières, zu denen er, auf den Vorschlag Bradamantis, Louise Morel hatte schicken wollen, um sie sicher aus dem Wege zu schaffen.

Da er eines Mitschuldigen durchaus bedurfte, um seine schändlichen Pläne gegen Marien-Blume auszuführen, so ging der Notar äußerst vorsichtig zu Werke, um nicht compromittirt zu werden, wenn ein neues Verbrechen begangen werden sollte. Am Tage nach der Abreise Bradamantis nach der Normandie begab sich Madame Seraphin in großer Eile zu Martial.

CII.

Die Insel des Aussuchers.

Die nachfolgenden Scenen spielen an dem Abende des Tages, an welchem Madame Seraphin, dem Befehle des Notars Jacob Ferrand zu Folge, sich zu den Martials begeben hatte, den Süß-Wasser-Piraten, die an der Spitze einer kleinen Insel in der Seine, unweit von der Brücke von Asnières, wohnten.

Der Vater Martial, der wie sein Vater auf dem Schaffot gestorben war, hatte eine Wittwe, vier Söhne und zwei Töchter hinterlassen.

Der zweite dieser Söhne war bereits zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt. Es blieben also von der zahlreichen Familie auf der Insel des Aussuchers (wie man in der Gegend dieses Räuberneſt gewöhnlich nannte) noch übrig:

Die Mutter Martial;

Drei Söhne; der älteste (der Liebhaber der Wölfin) stand im fünfundzwanzigsten, der andere im zwanzigsten, der jüngste im zwölften Jahre;

Zwei Töchter, eine von achtzehn, eine andere von neun Jahren:

Die Beispiele von Familien, in denen man ein gewisses entsetzliches Forterben von Verbrechen bemerkt, sind nur zu häufig.

Es kann nicht anders sein.

Wir müssen immer wiederholen: die Gesellschaft will nur strafen; sie sucht das Böse nicht zu verhindern.

Ein Verbrecher wird für sein ganzes Leben in das Zuchthaus gebracht, ein anderer enthauptet.

Beide hinterlassen Kinder.

Kümmert sich die Gesellschaft um diese Waisen? — um diese Waisen, denen sie den Vater genommen hat, indem sie ihm den Kopf herunterschlug oder ihn für bürgerlich todt erklärte?

Läßt sie eine heilsame, schützende, bewahrende Vormundschaft an die Stelle jener des Mannes eintreten, welchen das Gesetz für unwürdig, für ehrlos erklärt, oder den das Gesetz getödtet hat?

Nein. — Die todte Bestie beißt nicht mehr, sagt die Gesellschaft.

Sie irrt sich.

Das Gift der Sittenlosigkeit ist so fein, so fressend, so ansteckend, daß es fast immer erblich von Geschlecht sich zu Geschlecht fortpflanzt, wohl aber unschädlich zu machen wäre, wenn man es bei Zeiten bekämpfte.

Wenn die Leichenöffnung darthut, daß ein Mensch an einer ansteckenden Krankheit gestorben ist, so bewahrt man durch Anwendung von Schutzmitteln die Nachkommen jenes Menschen vor der Krankheit, deren Opfer er wurde.

Dasselbe sollte auch in geistiger Hinsicht geschehen.

Wird man, wenn es bewiesen ist, daß ein Verbrecher in seinem Sohne fast immer den Keim zu frühzeitigem Verderben hin-

terläßt, für das Heil dieser jungen Seele das thun, was der Arzt für den Körper thut, sobald ein erbliches Leiden zu bekämpfen ist?

Nein.

Statt den Unglücklichen zu heilen, läßt man den Krebs bis zum Tode an ihm nagen.

Wie das Volk glaubt, der Sohn eines Henkers müsse nothwendig wieder Henker werden, so ist es der Meinung, der Sohn eines Verbrechers müsse nothwendig wieder Verbrecher sein.

Das sittliche Verderben, das durch die selbstsüchtige Sorglosigkeit der Gesellschaft verursacht wird, hält man für unvermeidlich vererbt, so daß, wenn die Waise, welche durch das Gesetz Waise wurde, trotz der verderblichen Lehre und dem ansteckenden Beispiele, zufällig arbeitsam und ehrlich bleibt, ein barbarisches Vorurtheil die Ehrlosigkeit des Vaters auf sie überträgt, sie der unverdienten Schande aussetzt und ihr fast jede Arbeit entzieht. —

Statt einem solchen Unglücklichen zu Hülfe zu kommen, ihn vor der Entmuthigung, vor der Verzweiflung und besonders vor der gefährlichen Rache der Ungerechtigkeit zu schützen, die bisweilen selbst die edelsten Charaktere zum Bösen treiben, sagt die Gesellschaft vielmehr:

„Mag er schlecht werden, — wir werden ja sehen. — Habe ich nicht Kerkermeister, Zuchtmeister und Henker?"

Es hat also der, welcher (was eben so selten wie schön ist) sich trotz verderblichen Beispielen rein erhält, keine Stütze, keine Ermuthigung?

Es bleibt dem, welcher von der Geburt an in Sittenlosigkeit versunken war, keine Hoffnung auf Heilung?

„Ja, ja; — ich, ich werde den heilen, den ich zur Waise ge-

„macht habe,“ antwortete die Gesellschaft, „aber zu der Zeit, an „dem Orte, nach der Art, wie ich es will, — später —

„Das Geschwür, das ausgeschnitten werden soll, muß reif „sein.“

— „Gefängnisse und Zuchthäuser sind meine Hospitäler; im „Falle der Unheilbarkeit habe ich das Fallbeil oder das Schwert „des Henkers.

„Was die Heilung meines verwaisten Kindes betrifft, so „werde ich auch daran denken, sage ich Euch; aber geduldet Euch, „lassen wir den Keim erblicher Sittenlosigkeit, der in ihm liegt, „sich entwickeln, groß wachsen.

„Geduld, Geduld! Ist er bis in's innerste Mark verfault, „dann wird das Verbrechen durch alle Poren ausschwitzen, und „wenn ein Diebstahl, ein Mord ihn auf die Bank der Ehrlosig= „keit gebracht, wo sein Vater saß, dann werden wir den Erben „von dem Leiden heilen, wie wir den Vater heilten —

„Im Zuchthause oder auf dem Schaffot wird der Sohn den „Platz des Vaters noch warm finden —“

Ja, so spricht in diesem Falle die Gesellschaft.

Und sie wundert, sie entsetzt sich, wenn sie sieht, daß Dieb= stahl und Mord in manchen Familien von Geschlecht zu Geschlecht forterben.

Das nachstehende düstere Gemälde: Die Süß=Wasser= Piraten, soll zeigen, was in einer Familie die Erblichkeit des Bösen werden kann, wenn die Gesellschaft nicht einschreitet, um die unglücklichen Waisen des Gesetzes vor den schreckli= chen Folgen des Ausspruchs über den Vater zu wahren.

Der Leser wird entschuldigen, daß wir dieser neuen Episode eine Art Einleitung vorausschicken.

Wir handeln so aus folgenden Gründen:

Je weiter wir in dieser Schrift vorschreiten, um so heftiger wird ihr moralischer Zweck angegriffen, und zwar, unserer Meinung nach, mit so völliger Ungerechtigkeit, daß man uns erlauben wird, dringend und wiederholt auf den ernsten, wohlgemeinten Gedanken hinzuweisen, der uns bis jetzt aufrecht erhalten und geleitet hat.

Mehrere hochsinnige, zartfühlende Personen ermuthigten uns bei unserm Bestreben und sandten uns schmeichelhafte Beweise ihrer Zustimmung; diesen bekannten und unbekannten Freunden sind wir es schuldig, noch einmal, zum letzten Mal auf die verblendeten, hartnäckigen Beschuldigungen zu antworten, welche sogar in der Deputirtenkammer laut geworden sind.

Wenn man unsere Schrift für unmoralisch erklärt, erklärt man die Personen für unmoralisch, welche uns mit ihrer lebhaften Theilnahme beehren.

Im Namen dieser Personen wie in unserm eigenen wollen wir an einem Beispiele, das wir unter mehreren herausnehmen, beweisen, daß es dieser Schrift keineswegs an edeln und practischen Ideen fehlt.

In einem der ersten Theile des Werkes schilderten wir eine Musterwirthschaft, die von Rudolph angelegt worden war, um die armen, rechtschaffenen und fleißigen Landleute aufzumuntern, zu unterrichten und zu belohnen.

Bei dieser Gelegenheit fügten wir hinzu:

„Die unglücklichen rechtschaffenen Menschen verdienen wenigstens eben so viel Theilnahme wie die Verbrecher; zwar giebt es zahlreiche Gesellschaften, welche sich junger Gefangener oder aus dem Gefängnisse Entlassener annehmen wollen; aber noch ist keine

Gesellschaft gestiftet worden, welche den Zweck hätte, arme junge Leute zu unterstützen, die sich immer exemplarisch aufgeführt haben, — so daß sie nothwendig ein Vergehen begangen haben müssen, um sich der Wohlthat dieser Anstalten erfreuen zu können, die übrigens sehr verdienstlich und heilsam sind."

Und wir ließen einen Landmann in der Meierei Bouqueval sagen:

„Es ist menschlich und edel, an den Schlechten nicht zu verzweifeln, aber man sollte auch den Guten Hoffnung geben. Wenn ein ehrlicher, starker und arbeitsamer junger Bursch, der etwas lernen und gut handeln will, in jener Anstalt für jugendliche Verbrecher erschiene, würde man ihn fragen: Hast Du gestohlen? Hast Du Dich umhergetrieben? — Nein. — So ist kein Platz hier für Dich."

Dieser Widerspruch war auch edeln Gemüthern aufgefallen, durch die das, was wir für ein Utopien hielten, verwirklicht worden ist.

Unter dem Vorsitze eines der ehrenwerthesten und ausgezeichnetsten Männer unserer Zeit, des Grafen Portalis, und unter der verständigen Leitung eines ächten Menschenfreundes mit edelm Herzen und praktischem Sinne, des Herrn Allier, ist eine Gesellschaft gegründet worden, die den Zweck hat, armen, ehrlichen jungen Leuten aus dem Departement der Seine zu Hülfe zu kommen und sie in Ackerbaucolonien zu beschäftigen.

Diese einzige und einfache Thatsache wird genügen, den moralischen Gedanken unserer Schrift zu constatiren.

Wir sind stolz darauf, wir schätzen uns glücklich, in Ideen, Wünschen und Hoffnungen mit den Stiftern dieser neuen wohlthätigen Gesellschaft zusammengetroffen zu sein, denn wir halten

uns für einen der geringsten wohl, aber auch für einen der völlig überzeugten Missionäre jener beiden großen Wahrheiten — daß es Pflicht der Gesellschaft ist, das Böse zu verhindern und zum Guten aufzumuntern, das Gute zu belohnen, so viel in ihren Kräften steht.

Da wir von diesem neuen Werke der mildthätigen Liebe gesprochen haben, deren richtiger und moralischer Gedanke reiche gute Früchte tragen muß, so drücken wir auch unsere Hoffnung aus, daß die Stifter noch eine andere Lücke ausfüllen mögen, indem sie später ihren Schutz und ihre Fürsorge auf die Kinder ausdehnen, deren Vater hingerichtet oder zu einer entehrenden Strafe verurtheilt worden ist, welche den bürgerlichen Tod nach sich zieht, die, wir wiederholen es, durch die Anwendung des Gesetzes zu Waisen gemacht worden sind.

Diejenigen dieser unglücklichen Kinder, welche durch ihre Armuth und ihre Unverdorbenheit der Theilnahme schon würdig wären, würden wegen ihrer ungewöhnlichen, peinlichen, schwierigen, gefährlichen Lage eine noch besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Die Familie eines Verurtheilten, die fast immer und überall abgewiesen wird und vergebens um Arbeit bittet, sieht sich gezwungen, um der Schande zu entgehen, den Ort zu verlassen, wo sie bis dahin die Mittel zu ihrem Unterhalte fand.

Werden diese Unglücklichen, auch wenn sie rechtschaffen bleiben, nicht nahe daran gewesen sein, den Pfad des Lasters zu betreten, da sie durch die Ungerechtigkeit gereizt und erbittert werden, wegen Vergehen, an denen sie keine Schuld haben, die wie Verbrecher gebrandmarkt sind, bisweilen sich fast in der Unmöglichkeit befinden, auf rechtliche Weise ihr Brod zu verdienen?

Hat ein fast unvermeidlich verderblicher Einfluß auf sie gewirkt, muß man dann sich nicht bestreben, sie zu retten, wenn es noch Zeit ist?

Die Anwesenheit dieser Waisen des Gesetzes unter den andern Kindern, die von der erwähnten Gesellschaft aufgenommen worden, würde übrigens für alle eine nützliche Lehre sein. Sie würde darthun, daß, wenn der Schuldige unerbittlich gestraft wird, die Seinigen doch nichts verlieren, vielmehr in der Achtung der Welt gewinnen, wenn sie durch Muth und Tugend einen geschändeten Namen wieder zu Ehren bringen.

Will man behaupten, der Gesetzgeber habe die Strafe dadurch noch schrecklicher machen wollen, daß er den verbrecherischen Vater zugleich in der Zukunft seines unschuldigen Kindes mittreffe?

Das wäre barbarisch, unmoralisch und unsinnig.

Wäre es nicht im Gegentheil sehr moralisch, wenn man dem Volke bewiese: es giebt im Bösen keine erhebliche solidarische Verantwortlichkeit; der ursprüngliche Flecken ist zu tilgen.

Wir wagen zu hoffen, daß diese Gedanken der neuen Gesellschaft der Beachtung werth erscheinen mögen.

Es ist ohne Zweifel schmerzlich, wenn man denkt, daß der Staat in jenen Fragen, die in die sociale Organisation tief einschneiden, nie die Initiative ergreift.

Kann es anders sein?

In einer der letzten Sitzungen der Deputirtenkammer schlug Jemand, gerührt von der Noth und den Leiden der armen Classen, in einer Petition unter andern die Gründung von Invalidenhäusern für Arbeitsleute vor.

Dieser Vorschlag, der ohne Zweifel nur in der Form mangelhaft ist, aber eine hohe philanthropische Idee enthält, welche der ernstesten Prüfung werth ist, wurde mit allgemeinem, langdauerndem Gelächter aufgenommen.

— — — — — — — — — — — —

Wir gehen nun weiter und wenden uns wieder zu den Süß-Wasser-Piraten und der Insel des Aussuchers.

Das Haupt der Familie Martial, das sich zuerst auf dieser kleinen Insel niederließ, war Aussucher (ravageur).

Die Aussucher bleiben wie die Flößer oder Holzauslader (débardeurs) bei der Ausübung ihres Gewerbes den ganzen Tag bis an den Gürtel im Wasser, ihre Industrie hat aber ein anderes Ziel.

Der Aussucher tritt soweit als möglich in das Wasser hinein und hebt mit einer langen Hohlschaufel den Flußsand unter dem Schlamme heraus, schüttet ihn in große hölzerne Gefäße, wäscht ihn wie Erz oder Goldsand und bringt so eine große Menge von Metallstückchen aller Art, Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, die Ueberreste verschiedener Geräthe heraus. Oft finden die Aussucher in dem Sande sogar Stückchen von Gold- und Silberwaaren, welche durch die Cloaken oder mit den Schnee- und Eismassen, die man im Winter von den Straßen fort und in den Fluß schafft, in die Seine gekommen sind.

Da der Vater Martial, der erste Bewohner der bis dahin unbeachteten Insel, Aussucher war, so nannten die Uferbewohner die Insel: Insel des Aussuchers.

Die Wohnung der Süß-Wasser-Piraten liegt am südlichen Theile dieser Insel.

Am Tage kann man auf einem Schilde, das über der Thüre hängt, lesen:

Zum Sammelplatz der Aussucher.

Guter Wein und gute Fische.

Es werden Kähne zum Spazierenfahren vermiethet.

Man sieht daraus, der Vater Martial hatte neben seinen bekannten und geheimen Geschäften das Gewerbe eines Gastwirthes, eines Fischers und Kahnvermiethers betrieben.

Die Wittwe des Gerichteten trieb die Wirthschaft fort; Heimathlose, Vagabunden, Bärenführer, herumziehende Charlatane u. s. w. verbrachten den Sonntag des Vergnügens wegen hier.

Martial (der Liebhaber der Wölfin), der älteste Sohn der Familie, der am mindesten Schuldige von allen, trieb verbotenen Fischfang und nahm im Nothfalle als ächter Bravo und gegen Bezahlung die Partei der Schwächern gegen die Starken.

Einer seiner andern Brüder, Nicolaus, der künftige Mitschuldige Barbillons bei der Ermordung der Diamantenmäklerin, war zum Schein Aussucher, raubte aber in der Wirklichkeit auf dem Flusse und an den Ufern.

Franz endlich, der jüngste Sohn des Hingerichteten, führte die Neugierigen, welche eine Lustfahrt im Kahne machen wollten. Ambrosius Martial war wegen nächtlichen Diebstahls mit Einbruch und Mordversuch lebenslänglich auf die Galeeren gekommen.

Die älteste Tochter, der Kürbiß genannt, half ihrer Mutter in der Küche und bediente die Gäste, wie ihre neunjährige Schwester Amandine. —

Die Nacht ist dunkel; schwere graue Wolken, die der Wind jagt, lassen nur selten hier und da ein von Sternen flimmerndes Stückchen des dunkeln Himmels durchschimmern.

Die Umrisse der Insel, die mit hohen blätterlosen Pappeln bepflanzt ist, stechen schwarz von dem durchscheinenden Dunkel des Himmels und der weißen Durchsichtigkeit des Flusses ab.

Das Haus mit unregelmäßigem Giebel ist völlig im Dunkel begraben; nur zwei Fenster im Erdgeschosse sind erleuchtet; die Fensterscheiben flammen, und dieser röthliche Schein spiegelt sich gleich zwei langen Feuerstreifen in den kleinen Wellen, welche den Aussteigeplatz am Hause bespülen.

Die Ketten, mit denen die Kähne befestigt sind, klirren schauerlich, und dieses Klirren mischt sich in das Rauschen des Windes, der die kahlen Aeste der Pappeln schüttelt, so wie in das dumpfe Getöse des angeschwollenen Flusses.

Ein Theil der Familie ist in der Küche des Hauses versammelt.

Diese Küche ist groß und niedrig; der Thüre gegenüber befinden sich zwei Fenster, unter denen sich ein langer Ofen hinzieht; links ist der hohe Heerd, rechts eine Treppe, welche in das obere Stockwerk hinaufführt, neben dieser Treppe der Eingang zu einer großen Stube mit mehreren Tischen für die Gäste des Wirthshauses.

In dem Lichte einer Lampe und der Flammen des Heerdes blitzen viele Casserole und andere Kupfergeschirre, die an den Wänden hängen oder auf Regalen mit irdenem Geschirr aufgestellt sind. In der Mitte der Küche steht ein großer Tisch.

Die Wittwe des Gerichteten sitzt, umgeben von dreien ihrer Kinder, neben dem Heerde.

Diese Frau, die groß und hager ist, scheint fünfundvierzig Jahre zu zählen. Sie ist schwarz gekleidet; ein um den Kopf gebundenes Trauertuch, das ihr Haar verhüllt, geht um ihre flache,

bleiche, von Runzeln durchzogene Stirn herum; ihre Nase ist lang, gerade und spitz; ihre Backenknochen stehen scharf vor; ihre Wangen sind eingefallen; ihr gallichtes Gesicht ist von tiefen Blatternarben zerrissen; die immer heruntergezogenen Mundwinkel machen den Ausdruck dieses kalten, unveränderlichen Gesichtes, das einem Marmorbilde gleicht, noch härter. Graue Augenbrauen ziehen sich über den mattblauen Augen hin.

Die Wittwe des Gerichteten ist mit der Nadel beschäftigt wie ihre beiden Töchter.

Die ältere, die dürr und groß ist, gleicht ihrer Mutter sehr. Es ist dasselbe ruhige, harte, boshafte Gesicht, die dünne Nase, der strenge Mund, der bleiche Blick. Nur ihre gelbe Farbe hat ihr den Beinamen Kürbiß verschafft. Sie trauert nicht; ihr Kleid ist braun; unter dem Häubchen von schwarzem Tülle bemerkt man zwei dünne, glanzlose blonde Haarstreifen.

Franz, der jüngste Sohn Martials, kauert auf einem Schemel und bessert ein auf der Seine streng verbotenes Fischnetz aus.

Obgleich von der Sonne verbrannt, sieht das Gesicht des Knaben doch blühend aus; ein Wald von braunem Haar bedeckt seinen Kopf; seine Lippen sind dick, seine Augen lebhaft und durchbohrend; seine Stirn springt vor; er gleicht weder seiner Mutter, noch seiner ältern Schwester; er hat ein schüchternes, heimtückisches Aussehen; bisweilen wirft er unter der Art Mähne, die über seine Stirn hängt, einen mißtrauischen Blick von der Seite auf seine Mutter, oder wechselt mit seiner kleinen Schwester Amandine einen Blick des Einverständnisses und der Liebe.

Diese sitzt neben ihrem Bruder und ist damit beschäftigt, die Zeichen aus gestohlener Wäsche herauszumachen. Sie ist neun

Jahre alt und gleicht eben so sehr ihrem Bruder, wie ihre Schwester der Mutter gleicht; ihre Züge sind gerade nicht regelmäßig, aber minder grob als die des Franz; ihr Gesicht ist zwar mit rothen Flecken bedeckt, sonst aber frisch und blühend; ihre Lippen sind dick, aber roth; ihr Haar ist röthlich, aber fein, weich und glänzend; ihre Augen sind klein, aber von reinem Blau und sanft.

Wenn der Blick Amandinens dem des Bruders begegnet, zeigt sie auf die Thüre; Franz antwortet auf diesen Wink mit einem Seufzer; dann lenkt er die Aufmerksamkeit seiner Schwester durch eine rasche Geberde auf sich und zählt deutlich zehn Maschen ab —

Dies bedeutet in der symbolischen Sprache der Kinder, daß ihr Bruder vor zehn Uhr nicht zurückkommen soll.

Sieht man diese beiden schweigenden Frauenzimmer mit boshaften Mienen und die beiden armen, unruhigen, stummen, schüchternen Kinder, so erräth man zwei Henker und zwei Opfer.

Kürbiß bemerkte, daß Amandine einen Augenblick aufhörte zu arbeiten, und sagte sogleich in hartem Tone zu ihr:

„Hast Du das Zeichen aus diesem Hemd bald heraus?"

Das Kind ließ den Kopf sinken ohne zu antworten; mittelst der Finger und der Scheere brachte Amandine schnell die rothen baumwollenen Faden heraus, mit denen die Leinwand gezeichnet war.

Nach einigen Augenblicken wendete sich Amandine schüchtern an die Wittwe, reichte ihr die Arbeit und sagte:

„Mutter, ich bin fertig."

Ohne zu antworten, warf ihr die Wirthin ein anderes Stück Wäsche zu.

Das Kind konnte es nicht zu rechter Zeit erfassen und ließ es fallen. Sogleich gab ihr die große Schwester mit ihrer holzharten Hand einen kräftigen Schlag auf den Arm und sagte:

„Dummes Ding!"

Amandine kehrte auf ihren Platz zurück und arbeitete fleißig, nachdem sie den Bruder mit einer Thräne im Auge angesehen hatte.

Es war in der Küche wieder völlig still.

Draußen pfiff der Wind und rüttelte an dem Wirthshausschilde.

Dies und das Wallen des Wassers in einem Topfe vor dem Feuer war alles, was man hörte.

Die beiden Kinder bemerkten mit geheimer Angst, daß ihre Mutter nicht sprach.

Obgleich sie für gewöhnlich schweigsam war, so kündigte ihnen doch dieses vollständige Schweigen und ein gewisses Zusammenbeißen der Lippen an, daß die Wittwe innerlich höchst aufgebracht war.

Das Feuer drohte zu verlöschen.

„Franz! lege ein Stück Holz an!" sagte die ältere Schwester.

Der junge Netzflicker sah hinter den Heerd und antwortete:

„Es ist keins mehr da —"

„So hole anderes," fuhr Kürbiß fort.

Franz murmelte einige unverständliche Worte, rührte sich aber nicht.

„Franz! Hörst Du?" fragte die Schwester.

Die Wittwe des Gerichteten legte eine Serviette, aus der sie

auch das Zeichen austrennte, auf ihre Kniee und sah ihren Sohn an.

Dieser hatte den Kopf gesenkt, aber er errieth, er fühlte gleichsam den schrecklichen Blick seiner Mutter, und um dem gefürchteten Gesichte nicht zu begegnen, saß der Knabe unbeweglich.

„Bist Du taub, Franz?' fuhr die Schwester gereizt fort. — „Mutter, Du siehst —"

Die Schwester schien das Amt zu haben, die beiden Kinder anzuklagen und auf die Strafen anzutragen, welche die Wittwe unbarmherzig vollstreckte.

Amandine stieß leise, ohne daß man ihre Bewegung bemerken konnte, den Bruder mit dem Elnbogen an, um ihn so stillschweigend aufzufordern, der Schwester zu gehorchen.

Franz rührte sich nicht.

Die ältere Schwester sah ihre Mutter an, um die Bestrafung des Schuldigen zu verlangen; die Wittwe verstand sie.

Sie zeigte mit ihrem langen dürren Finger auf ein zähes Weidenstäbchen, das am Heerde lehnte.

Die ältere Tochter beugte sich zurück, nahm dieses Werkzeug der Züchtigung und übergab es der Mutter.

Franz war der Geberde seiner Mutter gefolgt, stand jetzt rasch auf und war mit einem Sprunge außer dem Bereiche des drohenden Stäbchens.

„Soll Dich die Mutter gerben?" fragte die ältere Schwester.

Die Wittwe, welche das Stäbchen in der Hand hielt, die bleichen Lippen mehr und mehr zusammenkniff, sah den Knaben stier an, ohne ein Wort zu sprechen.

An dem leichten Zittern der Hände Amandinens, die den Kopf

gesenkt hielt, an der Röthe, die plötzlich ihr Gesicht überflog, erkannte man, daß das Kind, obgleich an solche Auftritte gewöhnt über das Schicksal erschrak, das ihrem Bruder drohte.

Dieser hatte sich furchtsam und gereizt in einen Winkel der Küche geflüchtet.

„Nimm Dich in Acht; die Mutter wird aufstehen, und dann ist es nicht mehr Zeit," sagte die ältere Schwester.

„Mir ist es gleich," antwortete Franz erbleichend. — „Ich will lieber geschlagen werden wie vorgestern, als in den Holzstall gehen — und gar in der Nacht —"

„Warum?" fragte das Mädchen ungeduldig.

„Ach —, ich fürchte mich in dem Holzstalle," antwortete Franz, der unwillkührlich schauderte.

„Du fürchtest Dich, Dummkopf — und warum?"

Franz zuckte die Achseln ohne zu antworten.

„Wirst du reden? Warum fürchtest Du Dich?"

„Ich weiß es nicht, — aber ich fürchte mich."

„Du bist hundertmal dort gewesen, noch gestern Abend —"

„Jetzt mag ich nicht mehr hingehen —"

„Die Mutter steht auf!"

„Desto schlimmer," sagte der Knabe; „sie mag mich schlagen, sie mag mich todtschlagen, ich gehe nicht in den Holzstall, — besonders in der Nacht —"

„Noch einmal, warum?"

„Nun, weil —"

„Weil?"

„Weil Jemand da —"

„Es ist Jemand da?"

„Begraben! murmelte Franz schaudernd."

Die Wittwe des Gerichteten zuckte trotz ihrer gewöhnlichen kalten Ruhe plötzlich zusammen, eben so ihre Tochter; es war, als wären beide von einem elektrischen Schlage getroffen worden —

„Es ist Jemand in dem Holzstalle begraben?“ wiederholte die Schwester achselzuckend.

„Ja,“ antwortete Franz so leise, daß man ihn kaum verstand.

„Lügner!“ rief das Mädchen aus.

„Ich, ich sage Dir, ich habe, als ich das Holz aufschichtete, in dem dunkeln Winkel des Holzstalles einen Todtenknochen gesehen, — er guckte etwas aus der Erde heraus, die da feucht war,“ antwortete Franz.

„Hörst Du, Mutter? Wie dumm er ist!“ sagte das Mädchen, indem sie der Mutter zuwinkte; „es sind Schöpsknochen, die ich hingelegt habe —“

„Es war kein Schöpsknochen,“ fuhr das Kind zitternd fort, — „es war ein Todtenknochen, — ein Fuß, der aus der Erde herausragte, — ich habe es wohl gesehen —“

„Und Du hast das gleich erzählt — Deinem Bruder, Deinem guten Freunde Martial, nicht wahr?“ sagte die Schwester mit wilder Ironie.

Franz antwortete nicht.

„Schlechter kleiner Kannohy*)!“ rief das Mädchen zornig aus: „er ist furchtsam wie ein Hase und könnte uns kirbisen**) lassen, wie man unsern Vater kirbiset hat.“

---

*) Spion.

**) Köpfen.

„Weil Du mich Kannohv schimpfst," antwortete der Knabe erbittert, „so werde ich alles dem Bruder Martial sagen. — Ich habe ihm noch nichts gesagt, denn ich habe ihn seitdem nicht gesehen, — Aber wenn er heute Abend kommt,.."

Er konnte nicht weiter sprechen. — Die Mutter trat auf ihn zu, ruhig, aber unerbittlich.

Ob sie gleich gewöhnlich etwas gebückt ging, war sie doch für eine Frau sehr lang; sie hielt in der einen Hand das Stäbchen, mit der andern faßte sie ihren Sohn am Arme, zog ihn trotz seinem Widerstreben, seinen Bitten und Thränen hervor und nöthigte ihn, die Treppe in der Küche hinaufzugehen.

Einen Augenblick später hörte man oben ein dumpfes Stampfen mit den Füßen, untermischt mit Geschrei und Schluchzen.

Einige Minuten darauf hörte dieses Geräusch auf.

Es wurde eine Thüre heftig zugeschlagen.

Die Wittwe des Gerichteten kam wieder herunter.

Völlig kalt und ruhig stellte sie das Stäbchen wieder an seinen Ort, setzte sich an dem Heerde nieder und nahm ihre Arbeit von Neuem vor, ohne ein Wort zu sprechen.

CIII.

Der Süß-Wasser-Pirat.

Nach einer Pause von einigen Augenblicken sagte die Wittwe des Gerichteten zu ihrer Tochter:

„Geh und hole Holz. — Diese Nacht wollen wir in dem Holzstalle aufräumen, sobald Nicolaus und Martial zurück sind.“

„Martial? Du willst ihm auch sagen, daß . . .“

„Holz!“ — unterbrach die Wittwe ihre Tochter barsch.

Diese zündete eine Laterne an und ging hinaus. Sie war daran gewöhnt, sich unter diesen eisernen Willen zu beugen.

In dem Augenblicke, als sie die Thür aufmachte, sah man draußen die schwarze Nacht und hörte das Rauschen der hohen Pappeln, welche der Wind schüttelte, das Klirren der Ketten an den Kähnen, das Pfeifen des Sturmes, das Tosen des Flusses —

Während der vorherbeschriebenen Scene hatte Amandine, tief ergriffen von dem Schicksale des Bruders Franz, den sie zärtlich liebte, weder die Augen aufzuschlagen, noch die Thränen abzuwischen gewagt, die in Tropfen in ihren Schooß fielen. Das un-

terdrückte Schluchzen erstickte sie fast, und sie hätte, wenn es möglich gewesen wäre, sogar das Klopfen ihres Herzens unterdrückt, das vor Angst zitterte.

Die Thränen verdunkelten ihre Augen. In der Eile, mit welcher sie das Zeichen aus dem ihr zugeworfenen Hemd herauszutrennen versuchte, hatte sie sich mit der Scheere in die Hand gestochen; die Wunde blutete sehr, aber das arme Kind dachte weniger an den Schmerz als an die Strafe, die es für die Blutflecken im Hemde erwartete. Zum Glück war die Wittwe mit ihren Gedanken beschäftigt und bemerkte nichts.

Die ältere Schwester kam zurück und brachte einen Korb voll Holz. Auf den Blick ihrer Mutter antwortete sie durch ein bejahendes Kopfnicken.

Sie meinte, das Todtenbein rage wirklich aus der Erde heraus.

Die Wittwe biß die Lippen zusammen und arbeitete fort; nur schien ihre Nadel sich rascher zu bewegen.

Das Mädchen schürte das Feuer wieder an, sah nach dem Topfe auf dem Heerde, in dem Wasser kochte, und setzte sich dann neben ihrer Mutter wieder nieder.

„Nicolaus kommt nicht,“ sagte sie zu ihr. „Wenn ihn nur die alte Frau von heute früh, die ihn mit Jemandem von Bradamanti erwartete, nicht in eine schlimme Lage verwickelt hat. — Sie sah so duckmäuserig aus. Sie wollte sich weder erklären, noch ihren Namen nennen, noch sagen, woher sie komme.“

Die Wittwe zuckte die Achseln.

„Du glaubst, Mutter, es sei keine Gefahr für Nicolaus? — Du hast vielleicht Recht. — Die Alte forderte ihn auf, um sieben Uhr Abends auf dem Kai von Billy zu sein und da auf einen

Mann zu warten, der mit ihm zu sprechen wünsche und der als Erkennungswort Bradamanti sagen würde. — Darin liegt freilich nichts Gefährliches. — Wenn Nicolaus so spät ausbleibt, so hat er vielleicht unterwegs etwas gefunden, wie vorgestern die Wäsche da, die er von dem Boote einer Wäscherin geschuppt." — Und sie deutete auf eines der Hemden, aus welchen Amandine die Zeichnung herausmachte. Dann wendete sie sich an das Kind und fragte:

„Was heißt — schuppen?"

„Das heißt — nehmen," antwortete das Kind ohne die Augen aufzuschlagen.

„Stehlen heißt es, kleine Gans; hörst Du? — stehlen —"

„Ja, Schwester."

„Und wenn man gut zu schuppen versteht wie Nicolaus, so giebt es immer etwas zu verdienen. — Die Wäsche, die er vorgestern gestohlen hat, können wir selbst gut brauchen, und sie kostet uns weiter keine Arbeit als das Herausmachen des Zeichens, nicht wahr, Mutter?" setzte sie mit lautem Lachen hinzu, das ihre schlechten gelben Zähne sehen ließ.

Die Wittwe blieb kalt und ruhig bei diesem Scherze.

„Vielleicht können wir uns wo anders noch mehr holen," fuhr das Mädchen fort. „Du weißt, Mutter, daß ein alter Mann seit einigen Tagen in dem Landhause des Herrn Griffon wohnt, das ganz allein, hundert Schritte vom Ufer, dem Kalkofen gegenüber liegt."

Die Wittwe ließ den Kopf sinken.

„Nicolaus sagte gestern, dort würde vielleicht ein guter Fang zu machen sein," fuhr das Mädchen fort. „Ich weiß seit heute früh, daß die Beute sicher ist; man müßte Amandine um das

Haus herumschleichen lassen, man würde auf sie nicht merken; sie könnte sich stellen, als spiele sie, müßte auf Alles wohl Acht geben und dann wiederkommen und erzählen, was sie gesehen hat. Hörst Du, was ich sage?" fuhr sie die jüngere Schwester hart an.

„Ja, Schwester, ich werde hingehen," antwortete das Kind zitternd.

„Du sagst immer: ja, und thust doch nichts, Duckmäuserin. Letzthin hatte ich Dir aufgetragen, in dem Laden des Krämers zu Asnières hundert Sous wegzunehmen, während ich ihn an einer andern Seite des Ladens beschäftigte; es war ganz leicht; gegen ein Kind hat man kein Mißtrauen. Warum hast Du es nicht gethan?"

„Schwester, — ich hatte kein Herz dazu, — ich wagte es nicht."

„Letzthin hast Du aber doch ein Tuch aus dem Packete des Herumträgers zu stehlen gewagt, während er in der Schenkstube verkaufte. Hat er etwas bemerkt?"

„Du zwangst mich dazu, Schwester; das Tuch war für Dich. — Und dann war es auch kein Geld —"

„Ist das ein Unterschied?"

„Ein Tuch zu nehmen ist nicht so schlimm wie Geld zu nehmen."

„Diese schönen Sachen lehrt Dich Martial, nicht wahr?" fragte die ältere Schwester höhnisch. „Du hinterbringst ihm Alles, kleiner Spion. — Denkst denn Du, wir fürchteten uns vor Deinem Martial?" Dann wendete sie sich an die Wittwe und setzte hinzu: „Mutter, mit ihm nimmt es noch einmal ein schlechtes Ende. — Er will hier befehlen. — Nicolaus ist wüthend ge-

gen ihn, — ich auch. — Er hetzt Amandine und Franz gegen uns, gegen Dich auf. — Darf das so fortgehen?"

„Nein," antwortete die Mutter kurz und hart.

„Besonders seit seine Wölfin in St. Lazarus ist, ist er wie toll gegen Jedermann. Ist es denn unsere Schuld, daß sie in das Gefängniß gekommen, seine Geliebte? — Wenn sie entlassen ist und sie kommt hierher — so werde ich sie bedienen —"

Die Wittwe sagte nach einer kurzen Pause zu ihrer Tochter:

„Du glaubst, bei dem Alten in dem Landhause drüben sei ein Schlag zu machen?"

„Ja, Mutter."

„Er sieht aber aus wie ein Bettler."

„Er ist aber doch von Adel."

„Von Adel?"

„Ja und hat Gold im Beutel, ob er gleich alle Tage zu Fuß nach Paris und zurückgeht mit seinem dicken Stocke."

„Woher weißt Du, daß er Gold hat?"

„Als ich in das Postbureau in Asnières ging, um zu sehen, ob nicht ein Brief von Toulon da sei —"

Die Wittwe unterdrückte einen Seufzer und runzelte die Stirn, denn jene Worte erinnerten sie an den Aufenthalt ihres Sohnes im Bagno.

„Ich wartete, und da kam der Alte, der drüben wohnt. — Ich erkannte ihn sogleich an dem weißen Barte und dem weißen Kopfe, dem gelben Gesichte und den schwarzen Augenbrauen. — Trotz seinem Alter muß er ein entschlossener Mann sein. Er sagte zu der Frau: „Haben Sie Briefe von Angers an den Grafen von St. Remy?" — „Ja," antwortete sie, „da ist einer." — „Er ist für mich," sagte er dann; „hier mein Paß." Während

die Frau ihn grüßte, hatte der Alte, um das Porto zu bezahlen, die grünseidene Börse gezogen. An dem einen Ende sah ich Gold durch die Maschen schimmern; es war ein Häufchen, dick wie ein Ei; vierzig bis funfzig Louisd'ors mußten es sein!" sagte das Mädchen, und ihre Augen funkelten vor Begierde. „Dennoch trägt er sich wie ein Lump. Er ist ein alter reicher Geizhals. — Wir wissen seinen Namen, — das kann uns von Nutzen sein, — um zu ihm hineinzukommen, nachdem Amandine uns gesagt hat, ob er Dienstleute hält."

Heftiges Hundebellen unterbrach sie.

„Ah, die Hunde bellen," rief sie aus; „sie hören ein Boot. — Martial kommt oder Nicolaus —"

Bei dem Namen Martials spiegelte sich Freude in den Zügen Amandinens.

Nach einigen Minuten, in denen sie mit ungeduldigen und unruhigen Blicken auf die Thür gesehen hatte, sah sie zu ihrem großen Leidwesen Nicolaus eintreten, den künftigen Mitschuldigen Barbillons.

Das Gesicht des Nicolaus Martial war gemein und roh; sein Körper klein, hager, ärmlich, so daß man sich wundern mußte, wie er im Stande sei, sein gefährliches und verbrecherisches Gewerbe auszuüben. Leider ersetzte eine wilde geistige Energie bei diesem Elenden das, was ihm an Körperkraft fehlte.

Nicolaus trug über seinem blauen Rocke eine Art Kutte ohne Aermel mit langen braunen Haaren; als er eintrat, warf er ein Stück Kupfer hin, das er mit Mühe auf der Achsel hereingetragen hatte.

„Guten Abend und gute Beute, Mutter!" rief er mit hohler und heiserer Stimme, nachdem er sich seiner Last entledigt; „drau-

ßen liegen noch drei solche Stücke, ein Packet Sachen und eine Kiste. Was darin ist, weiß ich nicht, ich habe sie nicht aufgemacht. Vielleicht bin ich angeführt!"

„Und der Mann auf dem Kai?" fragte das Mädchen, während die Wittwe ihren Sohn schweigend ansah.

Statt zu antworten, griff Nicolaus in die Tasche seiner Beinkleider und ließ darin eine große Anzahl von Geldstücken klingen.

„Das hast Du ihm abgenommen?" fragte die Schwester.

„Nein; er gab von freien Stücken zweihundert Francs und will noch achthundert geben, wenn nicht —. Doch genug davon. Erst muß mein Kahn ausgeladen werden, nachher können wir schwatzen. Ist Martial nicht da?"

„Nein," antwortete die Schwester.

„Desto besser! So weiß er von der Sache nichts —"

„Du fürchtest Dich vor ihm, Hasenfuß?" warf die Schwester bitter hin.

„Ich mich vor ihm fürchten? ich?" — und er zuckte die Achseln. — „Ich fürchte nur, daß er uns verkauft, — weiter nichts ... Mein Messer ist scharf —"

„Ja, wenn er nicht da ist, prahlst Du, sobald er aber kommt, rührst Du Dich nicht."

Nicolaus schien diesen Vorwurf nicht zu beachten und sagte:

„Rasch, rasch nach dem Kahne! Wo ist Franz, Mutter? Er könnte mithelfen."

„Die Mutter hat ihn durchgebläut und dann oben eingesperrt; er wird hungrig zu Bett gehen müssen," antwortete die Schwester.

„Gut, aber er kann doch kommen und den Kahn ausladen helfen, nicht wahr, Mutter? Wir unser drei bringen alles auf einmal herein.“

Die Wittwe wies mit dem Finger nach der Decke; ihre älteste Tochter verstand, was damit gesagt werden sollte, und ging hinauf, um Franz zu holen.

Das finstere Gesicht der Mutter Martial hatte sich seit der Ankunft ihres Sohnes Nicolaus ein wenig aufgeheitert; sie liebte ihn mehr als die älteste Tochter, wenn auch weniger als ihren Sohn in Toulon, wie sie sich ausdrückte, denn die Mutterliebe dieses schrecklichen Weibes stieg mit der Sündhaftigkeit der Ihrigen.

Diese Bevorzugung erklärt denn auch hinreichend die Abneigung der Wittwe gegen ihre beiden jüngsten Kinder, welche keine schlechten Neigungen verriethen, sowie ihren tiefen Haß gegen Martial, ihren ältesten Sohn, der, ohne zwar ein ganz untadeliges Leben zu führen, in Vergleich mit seinen Geschwistern für einen braven und rechtschaffenen Mann gelten konnte.

„Wo hast Du diese Nacht gearbeitet?“ fragte die Wittwe den Nicolaus.

„Als ich von dem Kai von Billy zurückkam, wo ich die Besprechung mit dem Manne hatte, bemerkte ich ein Boot am Kai in der Nähe der Invaliden-Brücke. Es war pechfinster, und ich dachte bei mir: kein Licht in der Kajüte? Die Leute sind am Lande; ich mache mich daran; finde ich einen Wächter, so bitte ich ihn um ein Stück Thau. — Ich trat in die Kajüte hinein; keine Seele zu sehen. Da nahm ich denn, was ich fortschaffen konnte, Sachen, eine große Kiste und von dem Verdeck vier große Kupferstücke. — Das Boot war mit Eisen und Kupfer beladen. —

Da kommt die Schwester mit Franz; schnell in den Kahn! Amandine, Du gehst auch mit und trägst die Sachen —"

Die Wittwe beschäftigte sich, nachdem sie allein geblieben, mit den Vorbereitungen zu dem Abendessen der Familie, stellte Gläser und Flaschen auf den Tisch neben Steinguttellern und silbernen Messern, Gabeln und Löffeln.

Eben als sie damit fertig war, kamen ihre Kinder, schwer beladen, zurück.

Die Last der beiden Kupferstücke, welche er auf den Achseln trug, schien den kleinen Franz zu Boden zu drücken; Amandine verschwand zur Hälfte unter dem Haufen gestohlener Kleidungsstücke, die sie auf dem Kopfe trug; Nicolaus endlich trug mit der ältern Schwester eine Kiste herein, auf die er das vierte Kupferstück gelegt hatte.

„Die Kiste! Die Kiste aufgemacht!" rief das Mädchen mit Ungeduld.

Die Kupfermassen wurden an den Boden geworfen.

Nicolaus nahm das dicke Eisen des Beiles, das er am Gürtel trug, und zwängte es unter den Deckel der Kiste hinein, um denselben emporzuheben.

Der röthliche flackernde Schein des Heerdes erhellte diese Raubscene. Draußen stürmte der Wind heftiger und heftiger.

Nicolaus kauerte vor der Kiste, bemühte sich sie aufzubrechen und fluchte gräßlich, als der starke Deckel seinen Anstrengungen widerstand.

Seine Schwester kniete mit gierig funkelnden Augen und gerötheten Wangen auf der Kiste, um der Hebelkraft des Nicolaus einen noch festern Stützpunkt zu geben.

Die Wittwe, welche durch die Breite des Tisches von dieser Gruppe getrennt wurde, bückte sich ebenfalls nach dem gestohlenen Gegenstande zu, und ihre Augen blitzten vor Habgier.

Die beiden Kinder endlich, deren guter natürlicher Instinct oft über den verderblichen Einfluß der schrecklichen Verdorbenheit im Hause triumphirt hatte, vergaßen, wie das leider in der menschlichen Natur liegt, ihre Furcht und Bedenklichkeit und gaben dem Reize der Neugierde nach —

Franz und Amandine hatten sich an einander gedrängt; ihr Auge blitzte, und sie athmeten kaum vor Begierde, den Inhalt der Kiste kennen zu lernen.

Endlich zersprang der Deckel in Stücke.

„Ah!" rief die Familie einstimmig und freudig.

Und alle, von der Mutter bis zu dem kleinen Mädchen, stürzten sich gierig auf die geöffnete Kiste. — Sie war ohne Zweifel von Paris an einen Modenhändler in einer kleinen Stadt am Flusse abgeschickt worden, denn sie enthielt eine große Menge Gegenstände des weiblichen Putzes.

„Nicolaus hat sich nicht angeführt!" rief die älteste Tochter der Wittwe, indem sie ein Stück Wollenmuslin auseinanderschlug.

„Nein," antwortete der Dieb, der seinerseits ein Packet ostindische Taschentücher aufmachte; „ich bin glücklich gewesen."

„Levantine! Das verkauft sich wie frisches Brod," sprach die Wittwe, die ihrer Seits auch in die Kiste griff.

„Die Hehlerin Roth-Arms, die in der Rue du Temple wohnt, wird die Zeuge kaufen," setzte Nicolaus hinzu, „und der Vater Micou nimmt das Kupfer."

„Amandine," sagte Franz leise zu seiner kleinen Schwester,

„ein solches schönes seidenes Tuch gäbe ein prächtiges Halstuch!“

„Auch ein schönes Kopftuch!“ antwortete das Mädchen mit Bewunderung.

„Das muß man sagen, Nicolaus, Glück hast Du gehabt,“ fiel die älteste Tochter der Wittwe ein. — „Sieh — da kommen nun gar Shawls! — Drei — seidene! Sieh, Mutter!“

„Die Mutter Burette wird für alles wenigstens 500 Francs geben,“ sagte die Wittwe nach reiflicher Prüfung.

„Dann muß es wenigstens 1500 werth sein,“ entgegnete Nicolaus.

„Ja, die Canaillen von Hehlern wissen, daß man sie braucht,“ fiel das Mädchen ein, indem sie einen Shawl umnahm, „und bieten ein Spottgeld.“

„Weiter ist nichts drin,“ sagte Nicolaus, indem er in der Kiste herumsuchte.

„Wir müssen nun alles wieder zusammenpacken,“ meinte die Wittwe.

„Den Shawl behalte ich,“ sagte das Mädchen —

„Du behältst ihn? Du behältst ihn?“ fuhr Nicolaus auf; „ja, wenn ich Dir ihn gebe. — Du willst immer nur nehmen —“

„Was verlierst Du denn dabei?“

„Ich trage meine Haut zu Markte, wenn ich schuppe. — Du hättest mich nicht frei gemacht, wenn man mich auf dem Boote erwischt.“

„Da hast Du Deinen Shawl! Ich mag ihn gar nicht,“ antwortete die Schwester, indem sie ihn wieder in die Kiste warf.

„Ich rede nicht wegen des Shawls und bin nicht so knauserig,

daß ich wegen eines Shawls knickere! ob es einer mehr oder weniger ist, die Mutter Burette ändert deshalb den Kaufpreis nicht; sie kauft in Bausch und Bogen," entgegnete Nicolaus. „Aber Du sollst nicht sagen: ich nehme den Shawl; Du kannst mich darum bitten. — Da — behalte ihn, — behalte ihn, sage ich, oder ich werfe ihn in das Feuer."

Diese Worte besänftigten die Schwester, die den Shawl ohne Groll nahm.

Nicolaus war ohne Zweifel gerade sehr freigebig, denn er riß ein Packet auf, nahm zwei seidene Tücher heraus und warf sie Amandinen und Franz hin, welche sie immer begehrlich angesehen hatten.

„Das ist für Euch, ihr Taugenichtse! Es wird Euch Lust zum Schuppen machen. — Jetzt geht zu Bett, — ich habe mit der Mutter zu reden; Ihr sollt Euer Essen hinaufbekommen."

Die Kinder klatschten in die Hände und schwenkten triumphirend die gestohlenen Tücher, die sie erhalten hatten.

„Nun, Ihr Maulaffen?" fuhr sie die ältere Schwester an; „werdet Ihr nun immer noch auf Martial hören? Hat er Euch jemals so schöne Tücher gegeben?"

Franz und Amandine sahen einander an und schlugen dann die Augen nieder, ohne zu antworten.

„Wollt Ihr reden! Hat Euch Martial jemals etwas geschenkt?"

„Nein — er hat uns nichts geschenkt," antwortete Franz, indem er mit innigem Behagen sein rothseidenes Tuch betrachtete.

Amandine setzte leise hinzu:

„Unser Bruder Martial schenkt uns nichts, weil er selbst nichts hat —"

„Wenn er stehlen wollte, würde er auch etwas haben," sagte Nicolaus hart; „nicht wahr, Franz?"

„Ja, Bruder," antwortete Franz, der dann hinzusetzte: „Ah, das schöne Tuch — das hübsche Halstuch für den Sonntag!"

„Und wie werden Euch die Kinder des Kalkbrenners neidisch ansehen, wenn Ihr mit den schönen Tüchern kommt!" fiel die ältere Schwester ein, welche die Züge der Kinder aufmerksam beobachtete, um zu sehen, ob sie den Sinn ihrer Worte verstanden. Das durch und durch verdorbene Mädchen rief die Eitelkeit zu Hülfe, um die letzten Scrupel der unglücklichen Kinder zu ersticken. „Die Kinder des Kalkbrenners", fuhr sie fort, „werden wie Bettelkinder in Vergleich mit Euch aussehen und vor Neid platzen."

„Das ist wahr!" rief Franz aus, „und ich freue mich über das schöne Tuch noch weit mehr, weil die kleinen Kalkbrenners keins haben und neidisch sein werden, nicht wahr, Amandine?"

„Ich — ich freue mich blos über das schöne Tuch."

„Aus Dir wird auch nichts werden," antwortete die Schwester verächtlich; dann nahm sie Brod und Käse von dem Tische, gab es den Kindern und sagte:

„Nun geht und legt Euch nieder. — Hier ist eine Laterne, nehmt Euch aber in Acht damit und löscht sie aus, ehe Ihr einschlaft."

„Noch was!" setzte Nicolaus hinzu. „Wenn Ihr dem Martial etwas von der Kiste, von dem Kupfer und von den Sachen erzählt, habt Ihr es mit mir zu thun, und ich nehme Euch die Tücher wieder."

Nachdem die Kinder sich entfernt hatten, brachten Nicolaus und seine Schwester die gestohlenen Gegenstände in einen kleinen Keller, in den einige Stufen in der Küche neben dem Heerde hineinführten.

„Nun, Mutter, was zu trinken und was Gutes! Branntwein! — Ich habe es heute verdient. — Und Du, Schwester, trage das Essen auf; Martial mag die Knochen abnagen; das ist gut genug für ihn. — Jetzt können wir auch von dem Manne auf dem Kai Billy reden, denn morgen oder übermorgen muß es losgehen, wenn ich das Geld verdienen will, das er mir versprochen hat. — Ich will Dir's erzählen, Mutter; aber erst muß ich trinken, Donnerwetter! Ich bezahl's ja."

Und Nicolaus ließ von Neuem die Geldstücke in der Tasche klingen; dann warf er seine schwarze wollene Mütze und seinen Kittel ab, setzte sich am Tische nieder vor einer großen Schüssel mit Schöpsragout, einem Stücke kalten Kalbsbraten und Salat.

Nachdem die Schwester auch Wein und Branntwein auf den Tisch gestellt hatte, setzte sich die noch immer finstere Wittwe an dem Tische ebenfalls nieder, so daß sie Nicolaus zur Rechten, ihre Tochter zur Linken hatte. Ihr gegenüber waren die leeren Plätze Martials und der beiden jüngsten Kinder.

Der Bandit zog ein breites langes Messer mit Horngriff und spitzer Klinge aus der Tasche, betrachtete diese mörderische Waffe mit einem gewissen Wohlgefallen und sagte zu der Wittwe:

„Das schneidet immer gut. — Gieb her das Brod, Mutter."

„Bei dem Messer fällt mir ein," sagte das Mädchen, „Franz hat etwas bemerkt . . . im Holzstalle."

„Was?" fragte Nicolaus, der sie nicht verstand.

„Er hat ein Bein gesehen."

„Von dem Manne?“ fragte Nicolaus weiter.

„Ja,“ antwortete die Wittwe, indem sie ein Fleischstück auf den Teller ihres Sohnes legte.

„Sonderbar! Das Loch war doch tief!“ sagte der Räuber. — „Die Erde wird sich aber in der Zeit gesenkt haben.“

„Es muß diese Nacht alles in den Fluß geworfen werden,“ rieth die Wittwe.

„Das ist sicherer,“ meinte Nicolaus.

„Man könnte einen Stein daran binden,“ sagte das Mädchen.

„Auch nicht dumm!“ entgegnete Nicolaus, indem er sich einschenkte. Dann wendete er sich, während er die Flasche hochhielt, an die Wittwe und setzte hinzu: „trink mit uns, Mutter, das wird Dich aufheitern.“

Die Wittwe schüttelte den Kopf, schob ihr Glas zurück und sagte zu ihrem Sohne:

„Und der Mann auf dem Kai von Billy?“

„Die Sache ist so,“ antwortete Nicolaus, ohne sich in dem Essen und Trinken zu unterbrechen. „Ich band meinen Kahn an und stieg auf den Kai hinan; es schlug eben sieben Uhr, und man konnte nicht vier Schritte weit sehen. Ich ging eine Viertelstunde lang an der Lehne hin und her, da hörte ich leise hinter mir gehen; ich ging langsamer, und nun trat ein Mann, der in einen Mantel gehüllt war, an mich und hustete; ich blieb stehen, er auch. Von seinem Gesichte habe ich weiter nichts gesehen, als daß der Mantel die Nase und der Hut die Augen verdeckte.“

(Wir erinnern den Leser daran, daß diese geheimnißvolle Person der Notar Jacob Ferrand war, der um Marien-Blume bei Seite zu schaffen, an dem Vormittage Madame Seraphin zu den

Martials geschickt hatte, die er zu Werkzeugen seines neuen Verbrechens zu machen hoffte.)

„Bradamanti! sagte der Mann zu mir," fuhr Nicolaus fort. „So war das Wort, an welchem ich meinen Mann erkennen sollte, wie die Alte ausgemacht hatte. Aussucher, antwortete ich ihm, weil es eben so ausgemacht war.

— „Sie heißen Martial?" fragte er mich.

— „Ja."

— „Es ist diesen Vormittag eine Frau auf Ihrer Insel gewesen; was hat sie Ihnen gesagt?"

— „Daß Sie von Seiten des Herrn Bradamanti mit mir „zu sprechen hätten."

— „Wollen Sie Geld verdienen?"

— „Ja wohl; je mehr, desto besser."

— „Sie haben einen Kahn?"

— „Wir haben vier, Herr, denn sie gehören zu unserm „Geschäfte."

— „Ich will Ihnen sagen, was Sie zu thun haben, wenn „Sie nicht fürchten. —"

— „Fürchten — was?"

— „Jemanden zufällig ertrinken zu sehen. — Man „müßte dem Zufalle etwas zu Hülfe kommen."

— „Es soll also Jemand Seine-Wasser trinken? Ich will „dabei behülflich sein; aber Geld wird es kosten."

— „Wie viel — für zwei?"

— „Für zwei? Es sollen also zwei Personen — tauchen lernen?"

— „Ja."

— „Fünfhundert Francs per Kopf, Herr; das ist nicht „theuer."

— „Also tausend Francs!"

— „Voraus bezahlt!"

— „Zweihundert Francs voraus, das übrige nachher —".

— „Sie trauen mir nicht, Herr?"

— „Doch. — Sie können ja auch meine zweihundert Francs „einstecken und nichts dafür thun."

— „Und Sie, Herr, können, wenn die Sache geschehen ist, „wenn ich meine achthundert Francs verlange, dann sagen: „nichts da!"

— „Möglich ist das freilich. — Aber wollen Sie oder wol„len Sie nicht? Zweihundert Francs baar und übermorgen Abends „hier, um neun Uhr, die übrigen achthundert."

— „Und wer wird Ihnen sagen, daß ich die beiden Personen „— Seinewasser trinken ließ?"

— „Das ist meine Sache. — Ich werde es erfahren. Sind „wir einig?"

— „Ja."

— „Hier die zweihundert Francs. Jetzt hören Sie mich an. „Werden Sie die alte Frau wieder erkennen, die diesen Morgen „bei Ihnen war?"

— „Ja."

— „Morgen oder spätestens übermorgen wird sie gegen vier „Uhr Nachmitttags mit einem jungen blonden Mädchen an dem „Ufer Ihrer Insel gegenüber erscheinen. Die Alte wird mit dem „Taschentuche winken."

„— Sehr wohl."

— „Wie lange Zeit brauchen Sie, um von dem Ufer auf „Ihre Insel zu kommen?"

— „Zwanzig Minuten."

— „Sind Ihre Kähne flach?"

— „Wie ein Handteller."

— „Machen Sie geschickt eine Klappe in den Boden eines „ihrer Kähne, damit Sie denselben augenblicklich, sobald Sie es „wollen, sinken lassen können. Verstanden?"

— „Sehr wohl, mein Herr. — Sie sind pfiffig. — Ich habe „gerade ein altes halb verfaultes Boot; ich wollte es schon zer„schlagen; zu dieser letzten Fahrt ist es noch gut genug."

— „Sie fahren also mit diesem Boote von Ihrer Insel ab; „ein gutes Boot folgt Ihnen, das Jemand von Ihrer Familie „rudert. Sie legen an, nehmen die alte Frau und das junge „blonde Mädchen in das Boot und fahren nach der Insel zu; in „gehöriger Entfernung von dem Ufer stellen Sie sich, als hätten „Sie etwas in dem Boote vorzunehmen, machen die Klappe auf „und springen rasch in das andere Boot, während die alte Frau „und das blonde Mädchen —"

— „Aus einem Kruge trinken, — sehr wohl."

— „Sind Sie aber auch sicher, daß Sie nicht gestört wer„den? Wenn Gäste in Ihr Gasthaus kämen?"

— „Es ist nichts zu fürchten. Um diese Zeit und im Win„ter besonders kommt Niemand; das ist unsere Gurkenzeit. — „Käme aber auch Jemand, so schadet es nichts, — im Gegentheil, „es sind alle gute Freunde."

— „Uebrigens kommen Sie in keine Gefahr; man wird glau„ben, das Boot sei gesunken, weil es zu alt gewesen, und die alte „Frau, die Ihnen das junge Mädchen zugeführt, verschwindet

„gleich mit. Um sicher zu sein, daß auch beide ertrinken (natür„lich zufällig), könnten Sie, wenn sie wieder heraufkämen oder „wenn sie sich an das Boot anklammerten, sich stellen, als streng„ten Sie sich an, sie zu retten, während —"

— „Ich behülflich wäre, sie wieder . . . unter das Wasser zu „bringen? Ja, ja."

— „Die Spazierfahrt muß nach Sonnenuntergang geschehen, „damit es finster ist, wenn sie in das Wasser fallen."

— „Dafür bin ich nicht. Wie soll man sehen, wenn es nicht „hell ist, ob die beiden Frauenzimmer genug haben?"

— „Sie haben Recht; also wird der unglückliche Zufall vor Sonnenuntergang geschehen."

— „Die Alte merkt nichts?"

— „Nein. — Wenn sie ankommt, wird sie leise zu Ihnen „sagen: Die Kleine muß ertrinken; kurz vorher, ehe „Sie das Boot sinken lassen, geben Sie mir einen „Wink, damit ich mich mit Ihnen retten kann. Sie ge„ben der Alten darauf eine Antwort, die ihr keinen Argwohn „erregt."

— „Sie wird also glauben, die Kleine zum Trinken zu „führen —?"

— „Und wird mit der Blondine selbst schlucken müssen."

— „Schlau ausgedacht!"

— „Sorgen Sie nur, daß die Alte nichts merkt!"

— „Ganz unbesorgt!"

— „Gute Verrichtung also! Wenn ich mit Ihnen zufrieden „bin, kann ich Ihnen vielleicht noch mehr Arbeit zuwenden."

— „Ich stehe zu Diensten."

„Darauf," schloß der Räuber seine Erzählung, „habe ich den

Mann im Mantel verlassen, kehrte nach meinem Boote zurück und hieß bei Gelegenheit die Sachen mitgehen, welche ich gebracht habe."

Aus der Erzählung des Räubers ersieht man, daß der Notar durch ein doppeltes Verbrechen gleichzeitig Marien-Blume und Madame Seraphin beseitigen und die letztere mit in die Schlinge fallen lassen wollte, die, wie sie glaubte, nur der Nachtigall gelegt werde.

Brauchen wir zu wiederholen, daß Jacob Ferrand (der mit Recht fürchtete, die Eule könne irgend einmal der Nachtigall sagen, daß sie von Madame Seraphin verlassen worden sei) ein großes Interesse dabei hatte, das junge Mädchen verschwinden zu lassen, dessen Reclamationen seinem Vermögen und seinem Rufe äußerst gefährlich werden konnten?

Wenn der Notar Madame Seraphin opferte, so entledigte er sich einer der beiden Mitschuldigen (Bradamanti war der andere), welche ihn ins Verderben stürzen konnten, freilich nur, indem sie sich selbst mit unglücklich machten; aber Jacob Ferrand war doch der Meinung, durch das Grab würden seine Geheimnisse noch besser bewahrt als durch das persönliche Interesse.

Die Wittwe des Gerichteten und deren älteste Tochter hatten Nicolaus aufmerksam angehört, der während der Erzählung reichlich getrunken, weshalb er denn auch bald mit seltsamer Aufregung zu sprechen begann.

„Das ist noch nicht Alles," fuhr er fort, „ich habe noch eine andere Geschichte mit der Eule und Barbillon aus der Bohnenstraße eingefädelt, eine famose Sache. Wenn sie nicht fehlschlägt, ist dabei viel zu verdienen. Es soll nämlich eine Diamantenmäk-

lerin ausgebeutelt werden, die manchmal für 50,000 Frcs. Juwelen in ihrem Strickbeutel hat."

„Funfzigtausend Francs!" riefen Mutter und Tochter zugleich, deren Augen begehrlich funkelten.

„Ja. — Roth=Arm wird mit dabei sein. — Gestern hat er die Mäklerin durch einen Brief geködert, den ich und Barbillon zu ihr getragen haben. Der Roth=Arm ist ein famoser Kerl! Um die Mäklerin sicher zu machen, hat er ihr schon einen Diamanten für 400 Frcs. verkauft, und sie wird also, ohne etwas Arges dabei zu denken, gegen Abend in sein Wirthshaus in den elysäischen Feldern kommen. Dort halten wir uns versteckt. Die Schwester da muß auch mit und mein Boot auf der Seine bewachen. Müssen wir die Mäklerin todt oder lebendig fortschaffen, so ist das Boot ein bequemes Fuhrwerk, das kein Geleise zurückläßt. Das ist ein Plänchen! Von Roth=Arm gescheidt ausgedacht!"

„Ich traue dem Roth=Arm nicht," sagte die Wittwe. „Nach der Geschichte in der Rue Montmartre kam Dein Bruder nach Toulon, dem Roth=Arm aber wurde kein Haar gekrümmt."

„Weil es keine Beweise gegen ihn gab. O der ist schlau! Aber Andere verrathen — nie!"

Die Wittwe schüttelte den Kopf, als wenn sie von der Rechtlichkeit Roth=Arms nicht so recht überzeugt wäre.

Nach einigem Nachdenken sagte sie:

„Lieber ist mir die Sache vom Kai Billy für morgen oder übermorgen Abend, — das Ersäufen der beiden Frauenzimmer. — Aber Martial wird uns im Wege sein — wie immer."

„Will denn ihn der Teufel gar nicht holen!" rief Nicolaus halb betrunken aus, indem er sein langes Messer in den Tisch stieß.

„Ich habe es der Mutter auch schon gesagt, daß es nicht

mehr zu ertragen sei, und daß es so nicht länger fortgehen könne," sagte die Schwester. „So lange er hier bleibt, ist mit den beiden Kindern nichts anzufangen."

„Ich sage Euch, er ist im Stande uns einmal der Polizei anzuzeigen," fuhr Nicolaus fort. „Siehst Du, Mutter, warum hast Du mir nicht geglaubt," setzte er dann mit einem bedeutungsvollen Blicke auf die Wittwe hinzu, — „Alles wäre vorbei —"

„Es giebt andere Mittel."

„Jenes ist das beste," antwortete der Bandit.

„Jetzt — nein," entgegnete die Wittwe in so bestimmtem Tone, daß Nicolaus schwieg, weil er wußte, daß seine Mutter so verbrecherisch oder entschlossen war wie er selbst.

Die Wittwe setzte hinzu:

„Morgen früh wird er die Insel für immer verlassen."

„Wie?" fragten ihre beiden Kinder gleichzeitig.

„Wenn er jetzt kommt, so fangt Streit mit ihm an, aber ernstlich und keck, — so wie Ihr es noch nie gewagt habt. — Treibt es im Nothfalle bis zu Thätlichkeiten. Er ist zwar stark, aber Ihr seid zwei, und ich werde Euch helfen. — Aber keine Messer! kein Blut! Prügelt ihn, aber verwundet ihn nicht!"

„Und nachher, Mutter?" fragte Nicolaus.

„Nachher — wird es zu einer Erklärung kommen. — Wir sagen ihm, er müsse morgen die Insel verlassen, wenn er nicht alle Tage einen gleichen Auftritt erleben wolle. — Diese ewigen Schlägereien werden ihm das Haus verleiden, ich weiß es. — Bis jetzt hat man ihn zu sehr in Ruhe gelassen —"

„Aber er ist dickköpfig und starrsinnig wie ein Pferd; er ist im Stande, wegen der Kinder hier bleiben zu wollen," sagte die älteste Tochter der Wittwe.

„Er ist ein ausgemachter Lump, — aber vor einer Schlägerei fürchtet er sich nicht.“

„Vor einer nicht,“ antwortete die Wittwe, — „aber alle Tage, alle Tage — das ist eine wahre Hölle, und er wird weichen.“

„Wenn er aber doch nicht wiche?“

„So habe ich ein anderes ganz sicheres Mittel, ihn zu zwingen, sich noch diese Nacht oder spätestens morgen früh zu entfernen,“ entgegnete die Wittwe mit grauenhaftem Lächeln.

„Wahrhaftig, Mutter?“

„Ja, aber ich möchte ihn lieber durch Schlägereien vertreiben; wenn das nicht wirkt —, das andere Mittel zieht gewiß.“

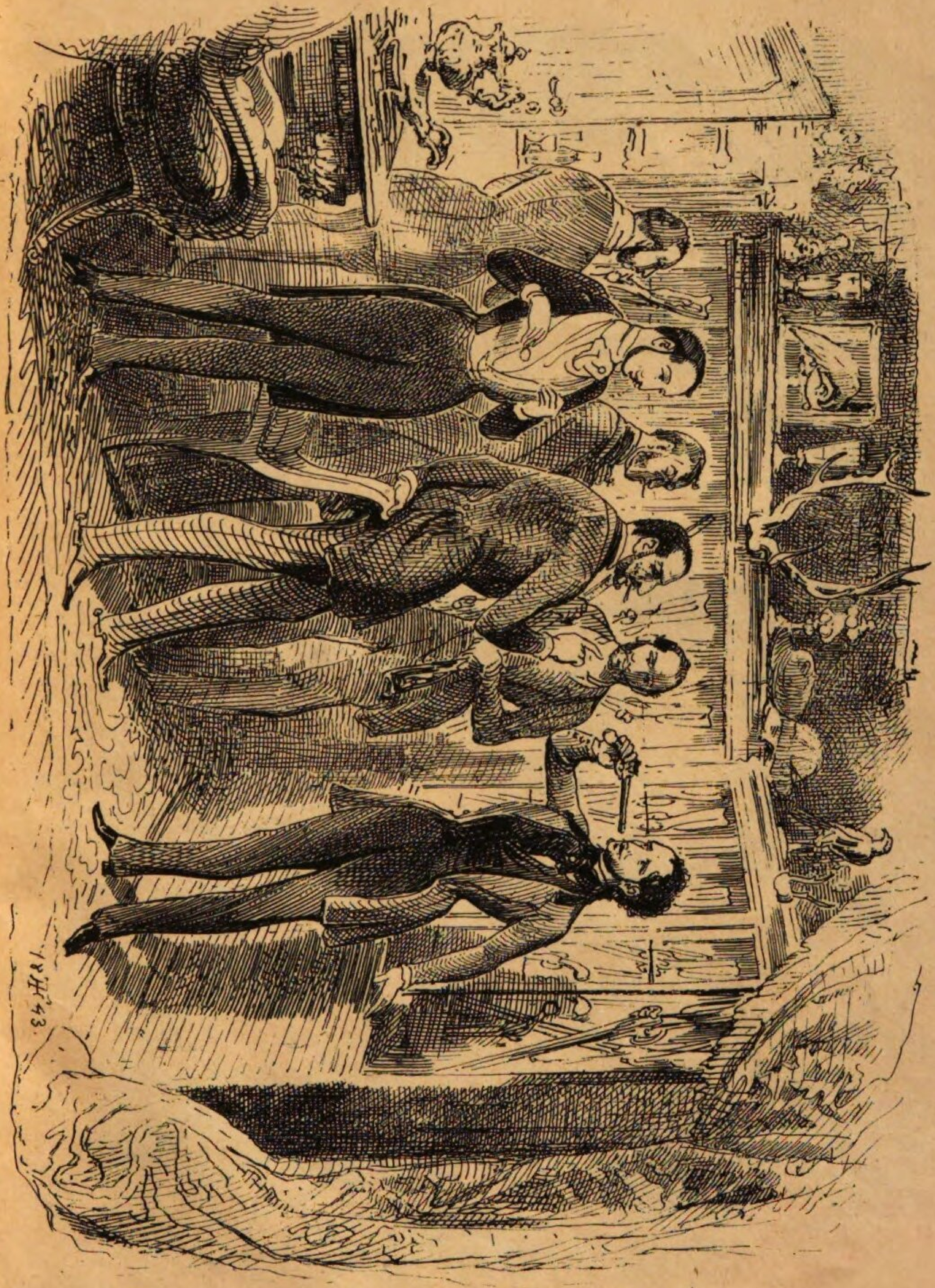
„Wenn aber das andere Mittel doch auch nicht ziehen sollte, Mutter?“ fragte Nicolaus.

„So bleibt eins, das immer wirkt,“ antwortete die Wittwe.

In diesem Augenblicke wurde die Thür geöffnet, und Martial trat ein.

Es stürmte draußen so stark, daß man das Bellen der Hunde nicht gehört hatte, welche die Ankunft des ältesten Sohnes der Wittwe des Gerichteten meldeten.

Gedruckt bei Wilhelm Moeser in Berlin.



8° L A
Sue
5)

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène, / Diezmann, August, / Hosemann, Theodor,

Die Geheimnisse von Paris

Bd.: 5. Band

Berlin 1843

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 4831 -5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11258615-1